

Motivation gelingendes Leben

Die Vorstellung zu einem gelungenen Leben von jungen, obdachlosen Frauen

Barbara Dirnberger

Diplomarbeit
eingereicht zur Erlangung des Grades
Magistra(FH) der Sozialwissenschaften
an der Fachhochschule St. Pölten
im Oktober 2005

Erstbegutachterin:
DSA Irene Schogger

Zweitbegutachterin:
DSA Mag^a. Gabriele Gerhardter

VORWORT	1
1 Den Scheinwerfer aufs Gelingen – mehr als nur eine Idee	2
1.1 Ausgangslage.....	2
1.2 Aufbau der Arbeit und Wissenschaftliche Fragestellung	3
1.3 Nutzen der Arbeit	5
2 Zur Einbettung des Individuums in die Gesellschaft	6
2.1 Zum Begriff der Alltagswelt.....	7
2.2 Die intersubjektive Welt und die Gesellschaft.....	7
2.3 Sprache – Der Stoff aus dem wir gemacht sind	8
3 Zur Einbettung des Gelingens im Individuum	10
3.1 Der Blick auf das Gelingende in der systemischen Therapie	11
3.2 Das Modell des Gelingens.....	12
3.2.1 Die Basis der Bedürfnisse	14
3.2.2 Werte.....	16
Werturteile.....	16
Wertewandel	17
3.2.3 Wünsche	17
3.2.4 Glück.....	18
4 Kein Problem im Fokus – Was hat das noch mit Sozialarbeit zu tun?	20
4.1 Der ressourcenorientierte Ansatz	20
4.2 „Keine Fakten für die Akten sondern Sichten von Geschichten“	21
4.3 Der lebensweltorientierte Ansatz.....	23
5 Obdachlosigkeit als Forschungsfeld des Gelingens?	25
5.1 Gelingendes Leben versus Leben in der Obdachlosigkeit	25
5.2 Formen weiblicher Wohnungslosigkeit – Ein Versuch der Definition.....	26
5.2.1 Offene, verdeckte und latente Wohnungslosigkeit	27
5.2.2 Verdeckt wohnungslose Frauen – Eine nähere Betrachtung ..	28

5.2.3	Frauen mit Kindern als spezielle Form weiblicher Obdachlosigkeit	30
5.3	Ursachen und Hintergründe weiblicher Obdachlosigkeit	31
5.3.1	Armut ist weiblich	31
5.3.2	Ungleichheiten bei Bildung und Beruf	32
5.3.3	Risikofaktoren in verschiedenen Entwicklungsstufen	33
	Problemlagen im Kindesalter	34
	Problemlagen im Jugendalter	35
	Problemlagen im jungen Erwachsenenalter	36
5.3.4	Erfahrungen in Familie und Partnerschaft	36
6	Daten zur Forschung	38
6.1	Lokalisierung der befragten Zielgruppe	38
6.2	Angaben zu Zielgruppe und konkreten Interviewpartnerinnen	39
6.3	Durchführung der Interviews in Kombination mit Struktur-Lege- Technik	40
6.3.1	Interviewführung und Leitfaden	41
6.3.2	Struktur-Lege-Technik	41
6.3.3	Vorgangsweise bei den Interviews	42
6.4	Auswertungsverfahren	43
6.5	Darstellung der Ergebnisse	43
7	Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung – Der Weg des Selbst	44
7.1	Das Selbst erwacht	44
7.1.1	Unabhängigkeit	45
7.1.2	Selbstständigkeit	46
7.1.3	Unabhängigkeit macht selbstbewusst – Selbstbewusstsein macht unabhängig	47
7.2	Das Streben nach Wachstum und Entwicklung	48
7.2.1	Wachstum ohne Hindernisse	48
7.2.2	In Gemeinschaft wachsen können	49
7.2.3	In Gemeinschaft glauben	50
7.2.4	Sinnggebung und Identität	51

8	Verbinden der Werte – Werte die verbinden	53
8.1	Die Einbindung in ein soziales Netzwerk als oberster Wert im Leben.....	53
8.1.1	Gemeinsam statt Einsam	54
8.1.2	Jemanden zum Reden haben – Zur Bedeutung von Kommunikation.....	55
8.1.3	Das schlaue Buch der Lebenserfahrung	56
8.1.4	Gleichwertigkeit	56
8.1.5	Solidarität und Zusammenhalt.....	57
8.1.6	Einander in der Partnerschaft begegnen.....	58
8.2	Vom Traurigsein haben wir genug! – Der Spaßfaktor	59
8.3	Spaß an der Arbeit	60
8.4	Gelungen ist, was schön ist.....	60
9	Wo ist die Reißleine? – Vom nötigen Halt! im Leben	62
9.1	Bedeutung des Wohnortes	64
9.2	Soziale Orte des Halts.....	65
9.2.1	Geliebt werden	65
9.2.2	Der Partner als Fels in der Brandung	66
9.2.3	Ich geb dir Halt, du gibst mir Halt	67
9.2.4	„Blut ist dicker als Wasser“ – Halt in der Herkunftsfamilie	68
9.3	Halt durch Arbeit.....	68
9.4	Im Glauben ein zu Hause finden	69
10	Copingstrategien – Strategien des Gelingens	71
10.1	Die Intelligenz des Körpers.....	71
10.2	Mit einem Ziel vor Augen, kann nichts mehr schief gehen – Die Fantasie als Strategie	72
10.3	Die Kraft aus der Mitte.....	73
10.4	Freizeit ist Freiheit	74
10.5	Auf der Suche nach Sicherheit, Geborgenheit und Liebe.....	75

11 Die Familie als Lebensplan – “The long way home”	76
11.1 Das Konzept Familie	77
11.1.1 Das Eigene.....	77
11.1.2 Familie ist dort, wo man zu Hause ist.....	77
11.1.3 Sich aufopfern macht stolz	78
11.1.4 Der gewisse Standard	79
11.2 Erfüllung in der Mutterrolle – Selbstverwirklichung in den eigenen Kindern.....	79
11.2.1 Es besser machen als die Eltern.....	80
11.2.2 Spuren hinterlassen – das Eingebunden sein mit der Welt	80
12 Conclusio des Gelingens.....	82
12.1 Der Lebensplan: Ein Überblick über Ursprung, Veränderung und Ziel.....	82
12.2 TUMA – Die Lebenszelle des Selbst	84
12.3 Schlussworte	87
LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS	88
WEITERE QUELLEN	93
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	94
ANHANG	95

VORWORT

Mein größtes Dankeschön geht an alle Interviewpartnerinnen aus dem Haus Miriam in Wien und der Emmaus Frauen-Wohngruppe in St. Pölten, die mir durch ihre Offenheit und Vertrauen in den Gesprächen wertvolles Material für diese Arbeit geliefert haben. Ich habe es ehrlich als persönliche Bereicherung empfunden.

Allerherzlichsten Dank an meine Zweitbegutachterin DSA Mag^a. Gabriele Gerhardt, die während der gesamten Diplomarbeitsphase mein größter Halt war. Dank ihrer Hilfe habe ich nicht nur das Thema bewältigt, sondern es auch geschafft, über mich selbst hinauszuwachsen. Nicht ohne Grund beginnt die Arbeit mit dem Satz: Zwei Frauen sitzen im Kaffeehaus...

Ein „dickes Dankeschön“ an Manuela Zimprich für das fleißige Korrigieren, das echte Interesse an meiner Arbeit, die Reflexionshilfe und die einfühlsame Anteilnahme!

Danke an meine wertgeschätzten Arbeitskolleginnen für nötigen Rückhalt und Verständnis.

Ė şe-go Heli, ore mi data. Thanks for development assistance. Ė ku işe-o!

Danke an Mag^a. (FH) Ursula Stattler für Korrektur und Erfahrungsaustausch.

Danke an DSA Irene Schogger, dass sie meine Arbeit und dadurch auch mich aufgefangen hat.

Danke an meine Mutter, deren Mitfiebern mich zwar immer beunruhigt, aber letztendlich doch stolz auf mich selbst gemacht hat.

1 Den Scheinwerfer aufs Gelingen – mehr als nur eine Idee

Die Frage nach dem „Gelingen des Lebens“ ist in der Sozialarbeit essentiell. KlientInnen beim Gelingen ihres Lebens zu unterstützen ist letztendlich der übergeordnete Auftrag und das Ziel aller Interventionen von SozialarbeiterInnen. Gelingen ist dabei nicht selbsterklärend. Ein professionelles Selbstverständnis verlangt Fragestellungen wie: Was bedeutet denn ein gelungenes Leben für meine KlientInnen? Inwieweit erscheint ihnen denn selbst ihr Leben und ihre momentane Situation bereits als gelungen? Worauf legen sie in ihrem Leben wert?

Um den Anspruch von motivierender und unterstützender Sozialarbeit, anstelle von beurteilender und bevormundender gerecht zu werden, wird in dieser Arbeit der Versuch unternommen, dem Gelingen in seiner Bedeutungsvielfalt auf den Grund zu gehen.

1.1 Ausgangslage

Jeder Mensch hat „etwas Gelungenes“ im Leben vorzuweisen – davon ist auszugehen. Je nachdem worauf der Fokus gelenkt wird, zeigt sich ein Bild des Gelingens oder des Scheiterns. Zusätzlich hängt die Beurteilung noch vom jeweiligen Standpunkt des Betrachters ab, ist also bei dem abstrakten Begriff „Gelingen“ rein subjektiv und vorurteilsbehaftet. Misslingen per sé wird insbesondere Menschen in der Obdachlosigkeit nachgesagt.

In der Sozialarbeit wird zum Teil noch immer problemzentriert und defizitorientiert gearbeitet. Werden Ressourcen mobilisiert, dann handelt es sich in erster Linie um materielle Absicherung. Darüber hinaus findet Ressourcenarbeit in der Praxis in Form von Mobilisierung des sozialen Netzwerkes statt. KlientInnen der Sozialarbeit werden in ihren gelingenden Anteilen weniger wahrgenommen, da sie darin keiner Hilfe bedürfen.

Das Hauptanliegen dieser Arbeit besteht darin, den Blick auf die gelingenden Anteile im Leben von KlientInnen der sozialen Arbeit zu lenken, und zwar aus ihren eigenen Perspektiven heraus. Damit soll bewusst ein Gegenpol und somit die Ergänzung zur problemzentrierten sozialen Arbeit geschaffen werden. Zusätzlich wird versucht, Möglichkeiten und Ressourcen welche ohne diesen Blick aufs Gelingende nicht erkannt oder berücksichtigt würden, konkret für die soziale Arbeit nutzbar zu machen. Die Vorstellung des Gelingens wird hier als Zugkraft und Antrieb im Menschen vorausgesetzt. Diese zu erfassen ist also für ein gemeinsames (SozialarbeiterIn und KlientIn) Erarbeiten von Problemlösungen unumgänglich.

1.2 Aufbau der Arbeit und Wissenschaftliche Fragestellung

Bevor dem Gelingen einer bestimmten Zielgruppe auf die Spur gegangen werden kann, ist es notwendig den Begriff „Gelingen“ theoretisch zu definieren. Der Standpunkt und die Einbettung des Individuums in der Gesellschaft sind dazu auszumachen. Mithilfe einer wissenssoziologischen Erklärung wird die Alltagswelt bestimmt und wie sie die/der Einzelne wahrnimmt.

Davon ausgehend wird die Idee des Gelingens definiert. Die Idee, und in weiterer Folge das Modell des Gelingens bieten eine mögliche Begriffsdefinition und Auslegung des Wortes „Gelingen“. Subjektives Erleben des Gelingens wird hier durch seine Verankerung in der persönlichen Lebenswelt objektiviert. Dem Begriff „Gelingen“ wird eine theoretische Ausgestaltung verliehen, die weder bevormundend sein soll, noch besetzt ist mit fremder Werturteilung.

Die lebenswelt- und ressourcenorientierte Arbeitsweise schlagen die Brücke zur konkreten Relevanz in der sozialen Arbeit. Die Lebenswelt, da sie der Ort des Gelingens ist, dient zur Objektivierung des Begriffes für die/den Einzelnen. Die Erläuterung der ressourcenorientierte Arbeitsweise beschreibt, wie die Vorstellung des Gelingenden als Quelle in der Sozialarbeit genutzt werden kann. Eine hierzu durchgeführte Untersuchung definiert den praktischen Interessenschwerpunkt. Junge, obdachlose Frauen aus

Niederösterreich und Wien wurden im Zuge dieser Arbeit zu ihren Vorstellungen eines Gelingenden Lebens befragt. Dabei waren sowohl das Gelingen in der Gegenwart als auch Vergangenheit und Zukunft wesentlich.

Die theoretische Vorentwicklung des „Modells des Gelingens“ und die Zielsetzung der Untersuchung, formulieren folgende wissenschaftliche Fragestellung:

Welche Vorstellungen haben junge, obdachlose Frauen von einem gelingenden Leben?

Ziel dieser Forschung war es, unter dem Blickwinkel des Gelingens mehr über eine Zielgruppe zu erfahren, über die es kaum empirische Studien gibt. Das Modell des Gelingens wurde als Grundlage der Interviewentwicklung herangezogen, und bot zugleich den Begrenzungsrahmen in der Auswertung.

Diese weit formulierte Fragestellung gliedert sich in mehrere Teilfragen, welche der zweite Teil dieser Arbeit zu beantworten versucht:

- Was bedeutet ein gelungenes Leben für junge, obdachlose Frauen? Lässt sich ein Gesamtbild des gegenwärtigen „gelungenen“ Lebens, mithilfe des Modells des Gelingens abfragen?
- Welche Lebensbereiche sind für diese Frauen wesentlich? Welchem Stellenwert werden sie zugeordnet?
- Welche Wünsche/Bedürfnisse/Werte stehen im Vordergrund? Wie ist deren Stellenwert?
- Hat im Leben dieser Frauen ein Wandel in den für sie wichtigen Lebensbereichen und den dazugehörigen Motiven/ Werten/ Bedürfnissen stattgefunden? Wie sieht dieser Wandel aus?
- Welche Idealvorstellungen und Träume gibt es bzgl. der eigenen Zukunft? Gibt es Lebenspläne? Wie sehen diese aus?
- Finden sich die in der Jetztzeit erfassten Werte und tatsächlichen Lebensbereiche auch in den Wunschvorstellungen der Zukunft wieder?

1.3 Nutzen der Arbeit

Die Untersuchung der gelingenden Anteile im Leben von jungen, obdachlosen Frauen bringt erweitertes Wissen über diese Zielgruppe. Die Befragung erhebt wesentliche Bedürfnisse dieser Frauen, und liefert einen Überblick über ihre Lebenswelt. Dieses Wissen erleichtert SozialarbeiterInnen die professionelle Arbeit mit ihnen und öffnet neue Zugänge zur „Ressourcenorientierung“ in Form von mentalen Konzepten, die – im konstruktivistischen Sinn – dem Leben der obdachlosen, jungen Frauen Gestalt geben.

2 „Ich seh, ich seh, was du nicht siehst!“

Zur Einbettung des Individuums in die Gesellschaft

*„Die Welt, die wahrgenommen sein will,
um in ihr leben zu können,
muss zuvor hervorgebracht worden sein.
Leben heißt: Welten bilden.“*

Andreas Steffens (zit. in Schmid 1998:292)

Zwei Frauen sitzen im Kaffeehaus. Sie betrachten die anderen Gäste und genießen die vertraute, geschäftige Atmosphäre. Würde man nun beide unabhängig voneinander bitten, das Geschehen um sie herum so objektiv wie möglich zu beschreiben, kann man trotz des geteilten Moments davon ausgehen, zwei sich unterscheidende Schilderungen zu erhalten. Jede/r von uns nimmt die Welt verschieden wahr. Oder wie Douglas Adams (2001:399) es ausdrückt: wir haben alle unser eigenes Universum unserer Augen und Ohren.¹

Diese Erkenntnis bildet den Ausgangspunkt dieser Arbeit. Die Vorstellung des Gelingens spielt sich im Kopf ab, sie ist weder messbar noch vergleichbar. Und doch bildet sie eine imaginäre, fixe Konstante die trotz Unterschiedlichkeit in uns allen vorhanden ist.

Als erster Schritt in der Annäherung an die Theorie des Gelingens ist es notwendig, das subjektive Erleben des Menschen zum objektiven Faktum zu machen. Hierfür wurde eine wissenssoziologische Erklärung herangezogen, welche eine gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit erläutert.

¹ „Mein Universum sind meine Augen und meine Ohren. Alles andere ist nur ein Gerücht. (...) Es ist Unsinn, zu sagen, du wüßtest, was anderen Leuten widerfährt. Nur sie wissen es, falls es sie gibt. Sie haben ihr eigenes Universum ihrer Augen und Ohren.“ (Douglas Adams 2001:399)

2.1 Zum Begriff der Alltagswelt

Da es sich beim Gelingen des Lebens vorrangig um das Geschehen in der Alltagswelt handelt, geht es zunächst darum wie wir diese wahrnehmen. Im Sinne von Luckmann und Berger (1977:24f) ist diese in erster Linie durch eine Wirklichkeitsordnung aus den beiden Dimensionen von Raum und Zeit geprägt und erscheint durch für alle Menschen gleich definierte Muster (z.B.: Geografie, Uhrzeit, genormte Gebrauchsgegenstände, usw.) bereits objektiviert.

In dieser Wirklichkeitsordnung bewegt sich der/die Einzelne. Das Individuum nimmt seine Wirklichkeit immer vom „Hier“ und „Jetzt“ aus wahr, wenn auch in unterschiedlichen Graden von Nähe und Zeit. Da, wo ich stehe, ist der Nabel der Welt. Aus dem folgt der logische Schluss, dass zeitlich und räumlich näher stehende Objekte und Vorgänge eine wahrscheinlich größere Bedeutung in meinem Leben einnehmen als weiter entfernte. Geschehnisse in weiterer (insbesondere zeitlicher) Entfernung, können sehr wohl unser „privates“ Interesse wecken, stellen aber zumeist keine dringende Notwendigkeit in unserer Alltagswelt dar (Luckmann, Berger 1977:25).

Als dritte Dimension seien die Wirklichkeiten unserer Mitmenschen zu verstehen, welche zwangsläufig unsere Wege kreuzen und sie durch ihre Anwesenheit und den Austausch mit ihnen absichern (Luckmann, Berger 1977:25). Hans Thiersch (1992:50f) beschreibt diese Dimension der Alltagswelt für die soziale Arbeit als „soziale Bezüge“. Sie stellen sich uns in Form von Familie, Freunden, Verwandte etc. dar, welche schon an dieser Stelle als Ressource in Zeiten von Krisen genannt werden sollen und allein aus diesem Grunde eng mit dem Gelingen des Lebens verbunden sind.

2.2 Die intersubjektive Welt und die Gesellschaft

Ferner ist, wie schon erwähnt, die Alltagswelt für jeden von uns eine intersubjektive Welt, welche wir zwar mit anderen teilen, aber die sich trotzdem für jeden anders gestaltet (Luckmann, Berger 1977:25f).

Diese intersubjektive Welt steht in Beziehung zur objektiven Wirklichkeit, welche gesellschaftlich bestimmt wird. Für jede Person gibt es signifikante Andere (z.B. eigene Kinder, Eltern, usw.) und weniger bedeutende Menschen, welche allein durch ihre Anwesenheit dem/der Einzelnen die Grundstruktur der Alltagswelt versichern (Luckmann, Berger 1977:160). Die Gesellschaft unterzieht uns einer primären Sozialisation, welche vorwiegend in der Kindheit stattfindet (z.B. Rollenverhalten von Mann-Frau) und einer sekundären Sozialisation, wie etwa Kleidervorschriften im späteren Berufsleben, und steckt so ihren Rahmen fest (Luckmann, Berger 1977:139-156).

In den oben genannten drei Dimensionen der Alltagswelt (Raum, Zeit und soziale Bezüge) bewegen wir uns also vorrangig durch das Mittel der Sprache. Sprache transzendiert die Wirklichkeit der Alltagswelt. Wir vergegenwärtigen uns Menschen mit ihr, welche tatsächlich im Moment nicht anwesend, vielleicht schon lange tot sind, oder gar nie existiert haben. Durch Sprache können Aussagen über „Tun“ im Gegensatz zu „Sein“ gestellt werden, subjektive Erfahrung kann durch sie objektiviert werden (Luckmann, Berger 1977:41 – 42).

Wir bedienen uns der Sprache um Unsichtbares zu transzendieren und Unverständliches zu integrieren. Der Begriff „Gelingen“ ist sehr abstrakt, und somit von der jeweiligen subjektiven Vorstellung und Auslegung abhängig. Er birgt sowohl Teile der Gesellschaft, als auch Teile des Individuums in sich, da beide Wirklichkeiten einander bedingen. Durch die Verbindung zur Alltagswelt gewinnt er an Gestalt und durch Einsatz von Sprache an Objektivität.

2.3 Sprache – Der Stoff aus dem wir gemacht sind

Aus dem oben genannten Punkt, lässt sich schlussfolgern, dass Sprache der Stoff ist, aus dem unsere Identität gemacht ist, da sie es ist, die letztendlich unsere Alltagswelt mit all ihren Teilstücken absichert. Über Sprache nehmen wir uns wahr, Nomen est Omen. Nicht zuletzt deshalb ist es entscheidend, wie mit uns gesprochen wird, und nach welchen Teilen unseres Selbst wir gefragt

werden. Stehen ausschließlich unsere Probleme im Mittelpunkt der Gespräche werden wir beginnen uns selbst als Problem wahrzunehmen.

SozialarbeiterInnen sind für KlientInnen wichtige Bezugspersonen, über die sie sich stark identifizieren, da sie, speziell im Bereich der Obdachlosigkeit, unter Umständen eine ihrer letzten offenen Türen in die Gesellschaft sind. Im Sinne von Luckmann und Berger sollen sie hier in dieser Arbeit sogar als „signifikante Andere“ benannt werden, welche maßgeblich zur Identitätsbildung beitragen.

„Die signifikanten Anderen sind im Leben des Einzelnen die Starbesetzung im Spiel um die Identität. Sie sind so etwas wie die Versicherungsgagenten seiner subjektiven Wirklichkeit“ (Luckmann, Berger 1977:161)

Je kleiner das Netz der nach Thiersch genannten sozialen Bezüge von KlientInnen ist, desto mehr rücken SozialarbeiterInnen in die Position von signifikanten Anderen. So können und sollen SozialarbeiterInnen im professionellen Selbstverständnis bewusst zur Positivierung des Selbstbildes eines Menschen über Einsatz von Sprache beitragen. Sprache hat die Macht, Dinge zu verändern, genauso, wie sie zu erhalten. So wie uns andere benennen, so begreifen wir uns selbst. Als Beispiel der bewussten Gesellschaftsveränderung durch Sprache seien hier der Top-down-Ansatz des Gender Mainstreaming genannt (erreichen der Geschlechtergleichstellung mitunter durch Sprache und Schrift) und am Gebiet der Gemeinwesenarbeit die Technik der aktivierenden Befragung, welche durch gezieltes Hinterfragen der Alltagswelt Prozesse in Gang setzt.

3 Zur Einbettung des Gelingens im Individuum

*„Wie wird das Leben „gelingen“?
Wie wird man „glücklich“?
Wie kann man ein „gutes Leben“ führen?
Nicht, dass diese Fragen für sekundär gehalten würden, aber ihre
Beantwortung bringt inhaltliche Bestimmungen mit sich, über die die
Individuen letztendlich selbst bestimmen müssen.“
(Wilhelm Schmid 1998:93)*

Der Begriff „gelingen“ ist ein im alltäglichen Sprachgebrauch oft benutzter. „Gutes Gelingen“, sagen wir. Oder: „Dieser Abend war sehr gelungen.“ Was aber meinen wir damit genau?

Das Wort „gelingen“ kommt ursprünglich aus dem Mittelhochdeutschen und bedeutet so viel wie „vorwärtskommen“, „erreichen“ (Etymologisches Wörterbuch 1989). Wenn wir von „gelingen“ sprechen, wollen wir ein Ziel erreichen, einen bestimmten Weg gehen. Sagen wir also „gutes Gelingen!“, so meinen wir vielleicht das Schaffen einer Prüfung, also das Erfüllen eines vorher explizit festgelegten Zieles. Aber auch implizite Ziele, wie z.B.: das Bedürfnis nach Anerkennung decken, können sich in den Worten: „Der Abend war gelungen.“ verbergen. So zeichnet das Gelingen am deutlichsten die Zielerreichung aus.

Unter Einbeziehung einer wissenssoziologischen Erklärung der intersubjektiven Welt und der Alltagswelt, erklärt sich die Schwierigkeit des Vorhabens, das persönliche Gelingen zu hinterfragen. Zugleich lässt sich die Notwendigkeit eines solchen Vorhabens, vor allem für soziale Berufe, bereits erahnen. So betont Hans Thiersch (1992:52) die Wichtigkeit, den Eigensinn von KlientInnen ernst zu nehmen und zu respektieren, da die in der sozialen Arbeit gängigen Problemlösungs- und Verständnismuster zwar notwendig, aber nicht ausreichend sind. Dem haftet außerdem der Geschmack von Fremdbewertung und Normen der Gesellschaft an. Auf diesen und noch andere wichtige Aspekte bezüglich der Bedeutung und Relevanz in der Sozialen Arbeit wird im späteren noch näher eingegangen.

3.1 Der Blick auf das Gelingende in der systemischen Therapie

Bevor das Modell des Gelingens dargelegt wird, wirft diese Arbeit einen Blick auf ein bereits bestehendes Konzept. Harry Merl (2002:46), praktischer Arzt und systemischer Psychotherapeut, entwarf das Konzept vom „Traum des gelungenen Selbst“. Dieses Konzept besagt, dass jeder Mensch in all seinen Bereichen und Lebensphasen „jemand zu sein“ und „etwas zu können“ anstrebt (ebenda). Gelingt dieses Bestreben, führt das zur Stärkung des Selbstbewusstseins und zu Wachstum. Bei Misslingen stellt sich Verzweiflung bis hin zu Hass ein, was wiederum zu klinischen oder sozialen Auffälligkeiten führen kann (ebenda).

Das TGS – Modell ist in Lebensfelder gegliedert, die jeweils das Gelingen und seine Bedeutung für den Menschen definieren (Merl 2002:47). Lebensfelder, im Unterschied zu den in dieser Arbeit beschriebenen Lebensbereichen, sind zum Beispiel „Traum der gelungenen Großelternschaft“, „Traum vom annehmbaren Äußeren“, „Traum von gelungener Geschlechtsidentität“, „Traum von der gelungenen spirituellen Verankerung“. Jedes Feld besitzt über seine Bedeutung hinaus auch eine Dynamik, die von der doppelten Erwartungshaltung (an sich selbst und an andere), dem Bestreben nach Kontrolle darüber und von potentieller Energie geprägt ist (Merl 2002:59).

Um den TGS zu realisieren bedient sich jeder Mensch eines „persönlichen Referenz Modell Systems“, oder auch „Ich-Haus“ genannt (Merl 2002:46). Das Ich-Haus ist ein mit Erfahrungswissen gefülltes, seelisches Konstrukt, welches gleichzeitig Anleitung bietet und Auswertungskriterien entwirft (ebenda).

Das TGS setzt voraus, in welchen Lebensfeldern der Mensch nach Gelingen strebt, und wie das Gelingen bzw. Misslingen aussieht. Ein vorhergegangenes Eingrenzen und Ausgestalten der Lebensfelder beinhaltet aber bereits eine Einschränkung der individuellen Freiheit über Gelingen und Misslingen zu entscheiden. Die Lebenswelt soll in dieser Arbeit nicht vordefiniert werden, um keiner Fremdbestimmung unterworfen zu sein, sondern dient der Einzelperson als Objektivierungswerkzeug zur Ausgestaltung des Gelingens.

3.2 Das Modell des Gelingens

Die Erklärung der Alltagswelt lässt erkennen, wie schwierig es ist, intersubjektive Vorgänge zu objektivieren. In Anbetracht dessen scheint ein Versuch, etwas Abstraktes wie „die Vorstellung des persönlichen Gelingens“ zu definieren, als schwer zu erfassendes und begrenzendes Unterfangen, da hier ferner der sozialisierte und individuelle Wertehaushalt eine große Rolle spielen. Jedes weitere Vorgehen verlangt also eine klare begriffliche Bestimmung und machte hier die Entwicklung eines „Modells des Gelingens“ zum Standbein der Arbeit.

Schmid (1998:94) spricht sich dagegen aus, das Scheitern an einer Sache als Mislungen zu definieren, da es in erster Linie auf die Reflexion, und nicht auf die bare Zielerfüllung ankommt. Die Entwicklung einer Theorie, welche auf gelingende, funktionierende Bereiche abzielt widerspricht dem nicht. Zwar hebt das im Folgenden vorgestellte Modell die gelingenden Anteile heraus, überlässt es aber ganz der Beurteilung der schildernden Person. Aus den Erkenntnissen über die Alltagswelt und die intersubjektive Welt, für die theoretische Entwicklung des Modells, lässt sich folgendes ableiten:

- Auf jede Vorstellung muss individuell eingegangen werden, da sie nur innerhalb eines Menschen schlüssig sein kann. Wir teilen zwar alle dieselbe Alltagswelt, und können uns deshalb austauschen, aber nachvollziehbar wird sie beim Anderen nur durch die Schilderung von dessen Wahrnehmung.
- Durch die Verwurzelung der persönlichen Vorstellung im Alltag, ist es nötig, sie auch dort zu erfassen. Das heißt, die Person muss selbst die Vorstellung des Gelingens mit ihrem Alltag in Zusammenhang setzen. Somit liegt es nahe, eine lebensweltorientierte Vorgangsweise zu wählen, um die Person als sich in dessen Mittelpunkt befindendes Individuum zu begreifen.
- Da Alltag und Person zugleich vom ständigen Wandel erfasst sind, kann lediglich eine Sicht, die für den Moment gültig ist, erfasst werden. Durch zusätzliche Erläuterung der Vergangenheit, und Schilderungen

von Zukunftsvisionen lassen sich jedoch Hintergründe im Hier und Jetzt besser erklären, und ein „roter Faden des Gelingens“ wird sichtbar.

Um die Begriffe der Theorie zu erläutern, werden im Wesentlichen die sich ergänzenden Bezugswissenschaften Psychologie, Philosophie und Soziologie herangezogen. Diese Arbeit geht von drei Konstanten als Kern des Gelingens aus, welche in Form eines Triangels dargestellt sind (siehe Abbildung 1). Das Triangel baut auf einer Basis der Bedürfnisse auf, welche als Nährboden und Ursprung der drei Teilaspekte Werte, Wünsche und Glück betrachtet werden kann. Eingebettet ist das Gelingen immer in die unmittelbare Lebenswelt des jeweiligen Individuums, da von ihm ausgegangen wird, und konkrete Inhalte, die räumliche, zeitliche und personelle Abgrenzung und Ausformung der Theorie sind. Obwohl in der Theorie klar voneinander unterscheidbar, ergeben sich in der Praxis unter anderem leichte Schwierigkeiten bei der Differenzierung von Wert, Wunsch und Glück. Wichtig ist aber, dass alle drei Aspekte immer vorhanden sind. Um den Bezug zueinander zu verdeutlichen, wird diese Theorie des Gelingens in Form eines grafischen Modells dargestellt.

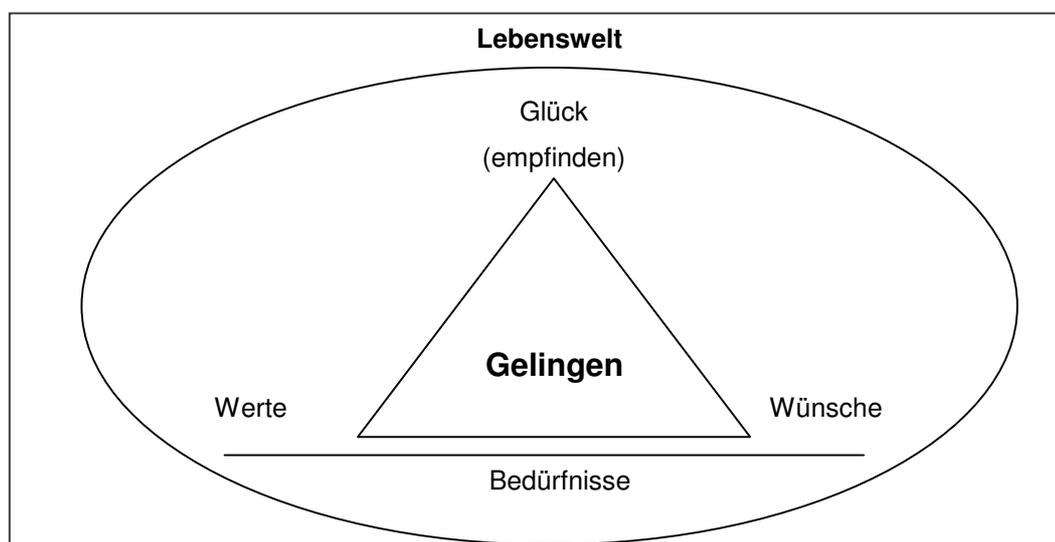


Abbildung 1: Modell des Gelingens, Dirnberger 2005

Dieses Modell kann als die Weiterentwicklung von Schmidts Idee zur individuellen Ausgestaltung des Gelingens gesehen werden, da es keine aufzwingende oder einschränkende Funktion hat, sondern eine Anleitung und einen Raster bietet, welche die impliziten und expliziten Hintergründe ans

Licht befördert und strukturiert. „Gelingen des Lebens“ bedeutet hier also, von der Einzelperson ausgehend, die Erfüllung der drei Ansprüche ans Gelingen. Und im Sinne des lebensweltorientierten Ansatzes, das Erreichen, Erhalten oder Verbessern der als wesentlich empfundenen Lebensbereiche.

Prioritäten (hier als Werte und Wünsche dargestellt) und Bedürfnisse jedes Einzelnen werden mithilfe dieses theoretischen Modells sichtbar. Das Modell produziert in der Anwendung keine Patentrezepte, aber konkrete Fragen wie: „Was ist dir eigentlich wichtig im Leben? Was wünschst du dir? Welcher Gedanke macht dich glücklich?“ eröffnen Zugänge zum Leben von Menschen, welche sonst möglicherweise im Verborgenen bleiben würden.

Im Folgenden wird auf die Bedürfnisse als Basis des Modells, und die drei Teilaspekte des Triangels näher eingegangen.

3.2.1 Die Basis der Bedürfnisse

Der Versuch, gelungene Situationen im subjektiven Empfinden des Einzelnen in ihren Kriterien zu beschreiben, lässt sich am ehesten in der Motivationspsychologie finden. Das Prinzip von Maslow (1981), jeder Motivation entspringe einem Bedürfnis, wird hier als Grundlage des „Modells des Gelingens“ herangezogen.

Hierarchie der Bedürfnisse nach Maslow

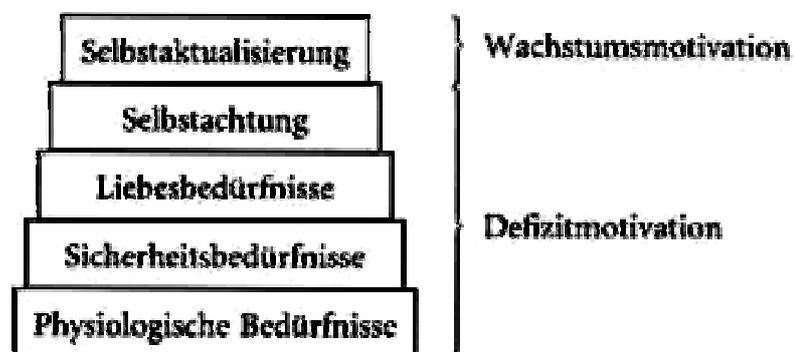


Abbildung 2: Bedürfnispyramide nach Maslow, Bildquelle:
http://www-public.tu-bs.de:8080/~wedelman/seminare/motivation_v.1/abb/maslow.jpg

So gibt es physische Bedürfnisse (z.B. Hunger, Durst, etc.) welche in der Pyramide ganz unten angesiedelt sind, und psychische Bedürfnisse (z.B. Liebe, Anerkennung, Schutz, etc.), die darauf aufbauen (Maslow 1981:62f). Maslow (1981:130 – 134) unterscheidet Defizitbedürfnisse und Wachstumsbedürfnisse. Die ersten vier Stufen stellen die Defizitbedürfnisse dar, welche bei Nichterfüllung ungünstige Folgen erwarten lassen. Menschen deren Bedürfnisse aber erfüllt sind, haben nicht nur eine höhere Lebenserwartung, sondern auch einen leichteren sozialen Umgang (Höflichkeit, Loyalität, etc.) Maslow (1981:129). Die letzte Stufe der Pyramide stellt das Motivationsbedürfnis in Form der Selbstaktualisierung dar. Sind die ersten vier Stufen in ihrer Art für alle Menschen sehr ähnlich, so gestaltet sich die Selbstaktualisierung sehr individuell, da die Vollendung der eigenen Persönlichkeit angestrebt wird. Maslow (1981:74) sagt dazu: „Was ein Mensch sein *kann*, *muss* er sein.“ Musiker machen Musik, Künstler malen, Talente verschiedenster Art wollen genutzt werden, man versucht sich selbst zu verwirklichen. Diese Stufe wird nach Maslow erst erreicht, wenn die vorhergegangenen weitgehend abgedeckt sind. Demnach ist auch zu erwarten, dass Menschen die in der Pyramide immer höher steigen, sich auch immer glücklicher und zufriedener fühlen, und weniger krankheitsanfällig sind (Maslow 1981:127f).

Wenn auch diese Einteilung der Bedürfnisse bis heute nicht in ihrer starren Abgrenzung und Linearität bestätigt werden konnte, und auch von Maslow (1981:79 – 82) selbst als nicht streng hierarchisch angesehen wird, so bietet die Bedürfnispyramide doch einen Überblick von wesentlichen Bedürfnisgruppierungen und ihren Bezug zueinander. Noch mehr sind diese Gruppen jedoch als permeable, sich notwendigerweise ergänzende Ideale zu verstehen. Zudem werden die meisten Bedürfnisse, speziell die Grundbedürfnisse, beim durchschnittlichen Menschen eher unbewusst als bewusst wahrgenommen (Maslow 1981:82, 62 – 65).

Auf diese Bedürfnisse, oder aus ihnen heraus, baut das Triangel des Gelingens auf. Aus diesen Bedürfnissen folgt die Motivation „weg von“ einem

Zustand, also der Wille zur Veränderung, oder „hin zu“ etwas, das Erreichen eines Zieles, die Erfüllung eines Wunsches.

3.2.2 Werte

Die Werte bilden wohl den wichtigsten Teilaspekt des Triangels, da sie hier die Normen bilden, nach denen das Individuum seine weiteren Kriterien zu Glück und Wunsch ausrichtet. Hinterfragt man die Sinnstruktur des Handelns, lässt sich von den ausgehenden Bedürfnissen sehr bald auf die nächste Stufe der Werte ableiten (Schäfers 2002:36). Die Bedeutung oder der Nutzen von etwas wird in einem bestimmten Wert ausgedrückt.

Eine soziologische Definition besagt:

„Unter Werten verstehen wir die allgemeinsten Grundprinzipien der Handlungsorientierung und der Ausführung bestimmter Handlungen. Werte sind Vorstellungen vom Wünschenswerten, kulturelle und religiöse, ethische und soziale Leitbilder, die die gegebene Handlungssituation transzendieren.“(Schäfers 2002:36)

Jeder Mensch trägt also Werte in sich, wie Liebe, Treue, Ansehen, Reichtum etc. welche von den verschiedensten Hintergründen geprägt sind. Beinahe alles kann als Wert bezeichnet werden, liegen ihm Bedürfnisse zu Grunde und werden sie als Ziel formuliert. Wunsch und Wert stehen eng beisammen, sie ergänzen und bedingen einander, und wie schon erwähnt, sind sie in der Praxis nicht immer voneinander abzuspalten.

Damit nun also ein Zustand für eine Person als gelungen bezeichnet werden kann, muss er zumindest teilweise dessen Wertekodex erfüllen.

Werturteile

Das „professionelle Auge“ ist gezwungen nach Werten und Vorgaben im Rahmen der Gesellschaft zu agieren, um den Menschen in genau diese wieder „zurückzuholen“. Kaspar Geiser (2004:251) meint dazu:

„Von Professionellen der sozialen Arbeit wird ein Werturteil verlangt. Aussagen über Probleme und Ressourcen erfolgen letztlich auf Grund von Wertewissen: Welche Werte sind – mit welchen Folgen – nicht

realisiert? Und: Welche Normen werden nicht befolgt, welche Standards sind nicht erfüllt, um bestimmte Werte zu gewährleisten?“

Die Werte sind im Modell des Gelingens im doppelten Sinne von Bedeutung: Zum einen lenken sie von den Normen und Werten der vor- und aufgesetzten Zielaufgaben ab, und gleichzeitig werden die eigenen, intersubjektiven Werte ins Rampenlicht gerückt.

Wertewandel

Durch die sich schnell verändernden Lebensverhältnisse und –bedingungen unserer Zeit, durch Rückgang von religiösen und politisch-ideologischen Leitbildern, kommt diesem Thema von medialer wie von wissenschaftlicher Seite her seit den 60er Jahren viel Aufmerksamkeit zu (Schäfers 2002:36). Schäfers (2002:37) meint, dass „mit einem sozialen und kulturellen Wandel immer auch ein Wandel von Werten und Orientierungsalternativen des Handelns“ verbunden ist. Dieses Verhältnis erscheint komplex in seinem Wechselspiel. Es ist sinnvoller davon auszugehen, dass kein übergeordneter, geradliniger Wertewandel stattfindet, sondern einzelne Werte, die an Lebensbereiche anknüpfen (z.B. Arbeit > Fleiß, Kinder > Altersvorsorge), einen neuen Stellenwert in der sozialen wie auch individuellen Werteordnung bekommen (z.B. Arbeit > Selbstverwirklichung, Kinder > Weiterentwicklung der Liebe aus einer Zweierbeziehung) (Schäfers 2002:37). Und entsprechend der Erwartungshaltung, gesellen sich zu diesem Wandel an Werten im „Zeitalter des in ein Endstadium gekommenen Individualismus und Subjektivismus“ die Suche nach dem Sinn und das Thema der Selbstfindung.

3.2.3 Wünsche

Obwohl der Akt des Wünschens oft mit den Worten „ich will“ ausgedrückt wird, ist Wünschen und Wollen nicht dasselbe. Die beiden sind zwar sprachlich eng verwandt, unterscheiden sich aber im Wesentlichen darin, dass der Wille eine zumindest eigene theoretische Bereitschaft zum Engagement mit einschließt.

Wunsch ist ein:

„(..)Verlangen, das sich vom Wollen dadurch unterscheidet, dass Ziel und Realitätsgegebenheiten nicht im Verhältnis gesetzt worden sind, und noch kein Plan einer Verwirklichung vorliegt.“ (Brockhaus 1981)

Der Aspekt des Wünschens schließt nun direkt an Wertvorstellungen an. Jeder Wunsch ist konkrete Gestaltung und Ausdruck eines Wertes, oder anders formuliert, Wünsche sind die kognitive und emotionale Sprache der Werte.

In diesem Sinne ist es für eine gelungene Situation langfristig weniger von Bedeutung, Wünsche unbedingt zu erfüllen. Hier schließt sich die Ableitung wieder Schmid (1998:77, 94) an, wenn er sagt, auch ein Scheitern kann Bestandteil eines am Ende als Gelingen betrachteten Werkes sein. Wichtig ist, dass es Wünsche überhaupt gibt. Sie ermöglichen das Reflektieren, das persönliche Miteinschließen des Misserfolgens ins Lebenswerk. Im Triangel ergänzen sich Wünsche und Werte mit Glück insofern, dass sie die notwendige Vorbedingung zur Fähigkeit des Glück-Empfindens sind.

3.2.4 Glück

Gemeint ist hier im speziellen das Gefühl oder Empfinden des Glücks, im Unterschied zum schicksalhaften „Glück haben“. Geht man von der medizinischen Definition aus, Glücksgefühle seien neurobiologisch betrachtet eine Ausschüttung des Transmitters Serotonin im menschlichen Körper, so lassen sich auch andere Ausdrücke wie Freude und Zufriedenheit als umschreibende Begriffe in diesen Aspekt einreihen (Pschyrembel 2002:1532). Alles, was subjektiv als gut, schön, etc. empfunden wird, löst also dieses Gefühl aus. Als pathogenetischer Faktor wird Serotoninmangel sogar bei der Entstehung von Depressionen diskutiert (Pschyrembel 2002:1532).

Schmid (1998:93) schließt sich dem an und beschreibt das Gefühl des Glücks als eine Hochstimmung des „Sich-gut-Fühlens“, bei dem es aber eher darauf ankommt, großteils nicht im Hier und Jetzt zu leben. Dem möchte diese Arbeit entgegenhalten, dass Gefühle des Glücks für einen in dieser Arbeit als gelungen zu bezeichnenden Zustand immer unumgänglich sind. Sie stimmt

dem aber insofern zu, dass alleine die Vorstellung oder Erinnerung eines glücklichen Zustandes solche Gefühle auslösen kann.

Zustände, welche nun den Anspruch der Werte erfüllen, und ebenso einen vorhergegangenen Wunsch (z. B.: eine lange gefürchtete Prüfung ist geschafft), erscheinen als wenig gelungen, wenn das Gefühl des Glücks ausbleibt (weil z. B.: jener Mensch, welcher die meiste Unterstützung dazu geleistet hat, plötzlich verstorben ist). Hingegen werden alltägliche Kleinigkeiten wie z.B.: „die Blume am Wegesrand“ zur regelrechten Freude, fußt es auf einer inneren Wertvorstellung und erfüllt es unsere Wünsche (z. B.: den Wunsch nach Überraschungen; den Wunsch nach dem Entdecken der Schönheit und Ästhetik in der Natur, dem Streben nach Einfachheit) Janosch (1997:179) schreibt in einer Art selbstverfassten Biographie: „Letztlich kam ich darauf, Glück ist ein Zustand. Ein Gefühl im Kopf oder im Bauch oder wo und hat nichts mit den Ereignissen zu tun, braucht also keinen Anlass von außen. Ein Zustand von Endlosigkeit.“ Wenn auch sehr philosophisch, so beschreibt dieses Zitat doch die Quintessenz des hier dargestellten dritten Teilaspektes: Glücksgefühle können als relativ unabhängig von Ereignissen und äußeren Einflüssen gesehen werden, jedoch sind sie nicht zu trennen von den inneren Vorstellungen zu Werten und Wünschen.

4 Kein Problem im Fokus – Was hat das noch mit Sozialarbeit zu tun?

*„Wissen ist die einzige Ressource,
die sich bei Gebrauch vermehrt.“*

(Probst, Raub, Rombhardt 1997:15)

Weshalb ist es nun in der täglichen Arbeit von SozialarbeiterInnen von Bedeutung KlientInnen nach ihren ohnehin funktionierenden Lebensbereichen und Wunschvorstellungen zu fragen? Erscheint es nicht als Zeitverschwendung sich mit Dingen zu beschäftigen, die keiner Hilfe bedürfen? Ja, wirkt es nicht sogar so, als würde man KlientInnen mit ihren Problemen nicht ernst nehmen?

Das „Gelingen des Lebens“ ist nicht nur ein philosophisches Thema. In der Sozialarbeit hat es praktische Relevanz.

Ein sowohl praktischer als auch moralischer Nutzen wurde bereits im Kapitel 2.3 zu SozialarbeiterInnen als signifikante Andere angedeutet. Der oben stehende Vers schlägt hier die Brücke zur konkreten Relevanz der Idee des Gelingens in der sozialen Arbeit: Wie das Leben gelingen kann, hängt ganz von den zur Verfügung stehenden Ressourcen ab. Die persönliche Betrachtung des eigenen Lebens kann als Erfahrungswissen angesehen werden, und, aus dem Blickwinkel des Gelingens, als Wissen um die eigenen Fähigkeiten, Vorlieben, Bedürfnisse und Strategien.

4.1 Der ressourcenorientierte Ansatz

Die Orientierung der sozialen Arbeit an den unterschiedlichsten Ressourcen der Menschen und die Ausrichtung der Methoden auf Ressourcenerschließung, sind die wohl ältesten Arbeitsweisen von SozialarbeiterInnen (Staub Bernasconi 1994:1507). Demnach ist es verständlich, dass sie auf den verschiedensten Ebenen zur Anwendung kommt. Am deutlichsten und am leichtesten trennbar von anderen Methoden

finden wir sie in der materiellen Absicherung von Menschen, dort, wo es darum geht, Beihilfen und Unterstützungen, meist von Seiten der öffentlichen Hand zu beantragen oder die nötigen materiellen Grundbedürfnisse abzudecken (wie z.B. Nahrung, Kleidung, sicherer Schlafplatz). Darüber hinaus bestehen aber auch andere immaterielle Ressourcenkonzepte, wie die Nutzung der Lebensbedingungen und Lebensumstände (z.B. Partnerschaft) oder Energieressourcen (Vertrauensvorschuss von Mitmenschen, Wissen und Bildung) (Nestmann 2004:72f).

Für diese Arbeit sind sämtliche immaterielle Ressourcenzugänge von Bedeutung, am Wesentlichsten ist jedoch der Blick auf die individuellen „Personenmerkmale“. Der von Nestmann (2004:75) als Selbstwert, Bewältigungsoptimismus, Kontrollbewusstsein und soziale Kompetenzen definierte Begriff, soll hier um die persönliche Vorstellung des „Gelingens“, erweitert werden.

4.2. „Keine Fakten für die Akten sondern Sichten von Geschichten“²

Im vorangegangenen Teil wird dargelegt, mit welchen Aspekten die im Kopf stattfindende Welt des Gelingens ausgestattet ist. Jörg Pscherer (2004:24-26) beschreibt, welchen Antrieb „Selbstwirksamkeit“³ besitzt. Der Kern ist wie beim Gelingen das klare, innere Vorstellungsbild. Aus dem Blickwinkel der Hypnosetherapie erklärt er, dass Menschen, welche eine Bewältigungsfantasie im Kopf durchspielen, dem Ziel bereits einen bedeutenden Schritt näher sind, da man über gewohnte Punkte des Scheiterns hinausgeht, sich das Erfolgserlebnis vorwegnimmt und von sich selbst oder von anderen positive Selbstinstruktionen erfährt.

Für die Sozialarbeit bedeutet dies nun, dass diese eigene Welt, dieser individuelle Zugang jedes Menschen, eine Zugkraft besitzt, welche zu jeder Zeit seines Handelns mitgestaltet und somit wesentlich ist für jegliche

² Dies ist auch das Motto des „Ressourcenchecks“, wenn von Kontextverschiebung und Umdeutung auf der Suche nach Ressourcen gesprochen wird. Auf den „Ressourcencheck“ wird im Nachfolgenden noch näher eingegangen.

³ Selbstwirksamkeit (self-efficacy) ist ein von Albert Bandura geprägter Begriff, für den Glauben an die eigene Kraft. (zit. in Pscherer 2004:25)

Perspektivenentwicklung und -planung. Also warum sie nicht als konkrete Ressource nutzen? Es ist nur allzu leicht bei Hilfsbedürftigen ihre Stärken aus den Augen zu verlieren, sowohl von selbst als auch von Seiten der HelferInnen kann dies geschehen. Eine Diagnose des Problembereiches schließt nicht automatisch den Blick auf das Gelungene aus. Ganz im Gegenteil, sie bildet den notwendigen Gegenpol, der jeden Menschen als Ganzes annimmt, und auch mit dem „halbvollen Teil des Glases“ arbeitet. Ohne diesen Blick auf die „Personenmerkmale“ hat die Arbeit an sämtlichen anderen Ressourcen (z.B. materielle Absicherung durch Alimente, Vermehren von sozialen Kontakten, etc.) kein definiertes, und vor allem kein auf das Individuum abgestimmtes Ziel.

„Sie werden wichtig, weil sie zentrale Elemente eines positiv bewerteten Selbstbildes sind, vor allem aber wiederum, weil sie den Zugang zu wertgeschätzten Zuständen, wie berufliche Stellung, Freundschaft, Ansehen bei anderen, etc. ermöglichen.“(Nestmann 2004:73)

Ressourcen zu erschließen, erfordert erneut Ressourcen, um sie aufrecht zu erhalten, viel Energie. Gewinn- und Verlustspiralen besagen, dass wenige Ressourcen sich durch starke Beanspruchung verbrauchen, jedoch viele an umso mehr Quellen anknüpfen können (Nestmann 2004:75). Demnach sind Menschen mit weniger Ressourcen auch anfälliger gegen Verlust als Menschen mit einem großen und vielfältigen Ressourcenpool.

Am plakativsten kennen wir diese Spiralen im Bereich der Obdachlosigkeit. „Keine Arbeit“ bedeutet „kein Geld“, was wiederum „keine Wohnung“ bedeutet. Wer über unzureichend finanzielle Mittel verfügt, nimmt praktisch nicht am gesellschaftlich-kulturellen Leben teil, selbst das Pflegen sozialer Kontakte ist mit dem Einsatz von Finanzen verbunden. Dies bedeutet beispielsweise wieder eine Erschwernis beim lokalisieren von Arbeit, usw.

Selbst hier oder gerade hier, wenn Menschen scheinbar jeglichen Halt verlieren, ist es wichtig, deren Stärken wahrzunehmen und nach gelingenden Anteilen zu fragen. Der Ressourcencheck, ein mögliches „Werkzeug“, entwickelt von Wolfgang Budde, Frank Früchtel und Andrea Loferer (2004:14) verfolgt genau diesen Ansatz. Er ist ein Kontrapunkt zum problemfokussierten

Arbeitstrott, er beschreibt, bewundert und analysiert die Sichtweise des Menschen, nimmt sie als dessen Stärken wahr, aber bemitleidet und tröstet nicht (ebenda).

In dieser Arbeit wird, ähnlich dem Ressourcencheck, in erster Linie die Sichtweise der einzelnen Person ernst genommen und als deren Ressource aufgezeigt.⁴ Als Anknüpfungspunkt und Einbettung des Gelingens als Ressource wählte diese Arbeit jedoch den Zugang der Lebensweltorientierung in der sozialen Arbeit.

4.3 Der lebensweltorientierte Ansatz

Eine wesentliche Wurzel des lebensweltorientierten Ansatzes stellt die im Kapitel 2 bereits beschriebene Phänomenologie und Analyse des Alltags, dessen Wahrnehmung und Transformation dar. Bernd Dewe (1998:18) beschreibt die sozialarbeiterische Zugangsweise zusammenfassend:

„Lebensweltorientierte Ansätze lassen sich dadurch kennzeichnen, dass sie an Fragestellungen, Problemen oder Interessen anknüpfen, die im unmittelbaren Lebenszusammenhang von Klienten entstehen.“

Ergänzend dazu erläutert Hans Thiersch (1992:51) einen Ansatz rund um den Begriff des „Sich-Arrangierens“, und meint damit die Fähigkeit der Menschen sich Zuständen zu widersetzen oder zu fügen, im dauernd sich verändernden Spannungsfeld von Selbstinszenierung und Fremdbestimmung, wie eine ständige Stegreifbühne mit eigenen Mustern (siehe auch Grunwald, Thiersch 2001:1139, 1143). So bildet der lebensweltorientierte Zugang die Schnittstelle und Ausgangsbasis von subjektiver - und hier im Besonderen die als positiv betrachtete - Wirklichkeit, und Objektivität.

Der Lebenswelt-Ansatz nimmt den Menschen in seinem Alltag ernst und zeigt Respekt für alltägliche, eher unauffällige Bewältigungsaufgaben. Das Konzept beschreibt: „Identitätsbildung als Kompetenz zur Lebensbewältigung“,

⁴ Der „Ressourcencheck“, oder auch „Stärkentheorie“ genannt, geht von fünf Grundtypen der menschlichen Stärken aus: 1. Wille und Ziele, 2. Kompetenzen und persönliche Ausstattung, 3. Selbstvertrauen und Durchsetzungskraft, 4. Ressourcen (aller Art), 5. Gelegenheiten/Chancen

Empowerment von Hilfsbedürftigen durch das Zugestehen von Eigenwilligkeit (Grunwald, Thiersch 2001:1142)

Mag sein, dass es mithilfe passender Instrumente gelingt, Probleme zu diagnostizieren und portioniert abzapacken, ohne die Sicht des betroffenen Menschen miteinbeziehen zu müssen. In einer lebensweltorientierten Herangehensweise ist dies aber unmöglich. Sich auf das Leben der KlientInnen, und deren persönliche Sichtweisen einzulassen und sie auch ernst zu nehmen, ist oberstes Prinzip (Pantucek 1998:88). In diesem Sinne wird der/die KlientIn zum/r ExpertIn, und die Aufgabe von SozialarbeiterInnen besteht darin diese Lebenswelt im Detail sichtbar zu machen, zu strukturieren und Ansätze für Interventionen zu herauszufiltern.

Die Handlungsmaximen und die Problemdiagnose (nach Grunwald, Thiersch 2001:1143) nach dem Lebensweltansatz seien hier ausgeblendet, da diese Arbeit eben nicht auf Probleme abzielt. Die hier erarbeitete „Anamnese des Gelingens“ lässt sich am ehesten als Präventionsansatz und/oder notwendigerweise ergänzende lebensweltorientierte Methode verstehen.

5 Obdachlosigkeit als Forschungsfeld des Gelingens?

*„Armut“, heißt es wohl, „ist keine Schande“.
Aber es heißt nur so,
denn sie ist den Besitzenden höchst unheimlich,
ein Makel halb, und halb ein unbestimmter Vorwurf,
im ganzen also sehr widerwärtig und zu unangenehmen
Weiterungen mag es führen, sich mit ihr einzulassen.“*

Thomas Mann (zit. in Gillich, Nieslony 2000:13)

Bevor nun der Zielgruppe junger obdachloser Frauen in ihrem Gelingen auf die Spur gegangen wird, ist es erforderlich, die Lebenssituation dieser Frauen zu umreißen. Die Probleme und Hintergründe sollen schon im Vorfeld der Untersuchung einen Einblick in ihre Lebenswelt geben. Zwar aus einem defizitorientierten Blickwinkel, aber durchaus mit dem Ziel, einen Verständnisrahmen für die Ergebnisse zu schaffen.

5.1 Gelingendes Leben versus Leben in der Obdachlosigkeit

Ein Leben in der Obdachlosigkeit erscheint uns ganz offensichtlich als nicht gelungen. Wir tragen Bilder in uns, vom frierenden Mann im zerschissenen Mantel, oder von Jugendlichen in beängstigenden Outfits, welche den Eingang eines Supermarktes besetzen. „Am Rande der Gesellschaft!“ heißt es in Zeitungsartikeln, „Der gesellschaftliche Abstieg!“ in Reportagen über die Obdachlosenszene. Eigentlich wäre also „Misslungenes Leben“ passender als Titel einer Arbeit, welche die Lebenswelt von obdachlosen Menschen beschreiben will.

Gerade darin liegen das Experiment und die Schnittstelle dieser Arbeit. Wie griffig und haltbar ist der Blick auf das Gelingen im Leben einer Zielgruppe, welcher summarisches Misslingen nachgesagt wird?

Untersuchungen zu und Beschreibungen von Frauenobdachlosigkeit stecken vor allem in Österreich, aber auch im gesamt deutschsprachigen Raum noch

in den Anfängen. Oftmals wird bei Beschreibungen der Problemlagen nicht in Geschlechtern unterschieden. Eine etwas ältere Studie von Christian Scharinger (1993) wurde für den Grossteil der aus Österreich (bezogen auf den Großraum Wien) angeführten Daten herangezogen. Somit muss hier auf Studien und Literatur aus Deutschland ausgewichen und zum Teil durch Untersuchungen von Jugendlichen auf der Strasse ergänzt werden, um für die Gruppe der jungen erwachsenen Frauen einen Mittelwert ableiten zu können.

5.2 Formen weiblicher Wohnungslosigkeit – Ein Versuch der Definition

Die Obdachlosigkeit an sich stellt für Personen eine vielschichtige, mehrere Lebensbereiche betreffende und oftmals tief verwurzelte Problemlage dar. Kann man aber abseits davon auch Unterschiede in Ursachen und Erscheinungsformen an Frauen und Männern erkennen? Was bedeutet es nun speziell für Frauen obdachlos zu sein?

Wie eingangs schon erwähnt, gibt es gängige Zuschreibungen, wie die des „Penners aus der Gosse“, dem „Exhäftling“, oder gar das romantische Bild des „Vagabunden und Stadstreichers“, also meist ausschließlich männlich assoziiert. Weibliche Wohnungslosigkeit ist ein unzureichend erforschtes Gebiet. Zwar gibt es genug Erfahrung und Studien zu Obdachlosigkeit im Allgemeinen, aber sämtliche Zugangsweisen an diese Problematik sind männlich geprägt und auch vorwiegend auf Männer ausgerichtet. Mangelnde Literatur zu diesem Thema (Enders-Drägässer u. a. 2000:81), sowohl aus Deutschland als aus Österreich, scheint sich mit mangelnden Hilfsangeboten für wohnungslose Frauen, zu ergänzen (BAWO Frauenarbeitskreis der Wiener Wohnungslosenhilfe 2003:12-15). So fällt auch die Zielgruppendefinition etwas schwer, da sämtliche Begriffsbestimmungen administrativen Zwängen und Regelungen von Sozialhilfeträgern unterliegen und die hier beschriebene Zielgruppe damit nicht ausreichend zu erfassen ist (Steinert 1997:25). So erscheint es in dieser Arbeit als sinnvoller, anstelle der

allseits bekannten und gültigen Definition von Wohnungslosigkeit eher auf die speziell weiblichen Erscheinungsformen eingehen.

5.2.1 Offene, verdeckte und latente Wohnungslosigkeit

Unterschied man bis vor kurzem noch in „manifeste“ und „latente“ weibliche Wohnungslosigkeit, so lassen sich heute bei eingehender Betrachtung drei unterschiedliche Formen wahrnehmen: die offene, verdeckte und latente Wohnungslosigkeit (Enders-Drägässer u. a. 2000:94f).

Von Steinert noch als „manifest Wohnungslose“ beschrieben, sind jene in offener oder auch sichtbarer Obdachlosigkeit lebende (meist ältere) Frauen die, welche unnahbar auf Außenstehende wirken, umherziehen und allein in Notschlafstellen, ohne den Schutz einer Gruppe nächtigen. Ihr Aussehen und Benehmen wirkt bereits zivilisationsfremd (Steinert 1997:29). Sie gelten zu unrecht als die typischen Obdachlosen. Die bei weitem größte Gruppe stellen die verdeckt wohnungslosen Frauen dar (Enders-Drägässer u. a. 2000:95). Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Wohnungslosenhilfe Deutschland (BAG:o.P.) schätzte 1999 den Anteil der in der offenen Obdachlosigkeit lebenden Frauen in Deutschland bei einer Gesamtschätzung von 26.000 Personen auf 2.500 – 3.000.

Verdeckt wohnungslose Frauen halten sich zumeist in Zweckpartnerschaften mit Männern auf, um die Grundbedürfnisse wie essen, schlafen, waschen und ein Dach über dem Kopf abdecken zu können und nicht der Gewalt auf der Strasse ausgesetzt zu sein (Enders-Drägässer u. a. 2000:99). Mit diesen Zweckgemeinschaften gehen auch schlechte Bedingungen wie Alkohol, Drogen und Gelegenheitsprostitution einher, welche die Obdachlosigkeit noch verfestigen und in der offenen Obdachlosigkeit enden können, wenn der nicht gesicherte Wohnstatus zusammenbricht (ebenda). Oft gehen diese Frauen immer wieder in die Verhältnisse, aus denen sie bei Eskalation entflohen sind, zurück, um ihr Gesicht in der Öffentlichkeit zu wahren (ebenda).

Latent wohnungslose Frauen sind zum einen nur vorübergehend wohnungslos, z.B. aus Flucht vor dem gewalttätigen Partner. Im Unterschied zu anderen Formen der Obdachlosigkeit befinden sich diese Frauen in einer ungesicherten Wohnsituation, aber dennoch in ihrem sozialen Netzwerk (Enders-Drägässer u. a. 2000:100). Zum anderen sind damit auch Frauen gemeint, die nach stationären Aufenthalten in diversen Gesundheitseinrichtungen oder Strafanstalten nicht mehr in ihr altes Umfeld zurückkönnen oder nicht mehr aufgenommen werden, und Frauen, die in Arbeitsunterkünften wie z.B. Bordellen untergebracht sind (ebenda).

Erika Steinert (1997:29) beschreibt auch, dass jene entlassenen Frauen in Hilfseinrichtungen „beheimatet“ werden, da sie hier ihre letzten sozialen Bindungen haben und physisch oder psychisch, etwa durch Suchtfolgen, beeinträchtigt sind.

5.2.2 Verdeckt wohnungslose Frauen – Eine nähere Betrachtung

Christian Scharinger schreibt bereits 1993 in einem Bericht und empirischen Studie zur Situation akut Wohnungsloser in Wien⁵: „obwohl in jüngster Zeit verstärkt junge Frauen von Wohnungslosigkeit betroffen sind, sind die Formen der weiblichen Obdachlosigkeit in der Öffentlichkeit derzeit nur vereinzelt sichtbar.“ (Scharinger 1993:94). Viel stärker als Männer neigen Frauen dazu, Angst vor Stigmatisierungen der Gesellschaft zu haben (Enders-Drägässer u. a. 2000:99f). Sie gehen davon aus, dass ihre Armut als Zeichen der Schande und des persönlichen Versagens gewertet wird (Enders-Drägässer u. a. 2000:95). Gesichtsverlust wird von ihnen gefürchtet, wohnungslos zu sein, sagen diese Frauen selbst, bedeutet „nicht zu existieren“ (Enders-Drägässer u. a. 2000:96). Soziale Bindungen sind rar, die zur Herkunftsfamilie aufgrund schlechter Erfahrungen oft überhaupt nicht mehr vorhanden (BAWO 2003:5). Verständlicherweise kann hier nur von Dunkelziffern ausgegangen werden, da sich diese Frauen selbst nicht zu erkennen geben, selbst wenn dies einen

⁵ Standardisierter Fragebogen (entwickelt aus 15 qualitativen Interviews). Insgesamt 235 Befragungen von Betroffenen in verschiedensten Unterbringungseinrichtungen, nach einem Schlüssel aus Belegzahlen und Expertenschätzungen, die Personen waren zwischen 18 – 80 Jahren alt (44 Frauen und 191 Männer).

finanziellen Nachteil durch Nichteinforderung von Sozialleistungen nach sich zieht (BAG e.V. 2003:o.P; Enders-Dragässer u. a. 2000:100).

Das Verdecken der Notlage kann auch als Copingstrategie interpretiert werden: Frauen zeichnen sich dadurch auch als aktiv handelnde Personen aus, und nicht als passive Opfer (Enders-Dragässer u. a. 2000:98). Der Schein der Normalität wird noch gewahrt, wenn sie in einer Beziehung leben. Bewegen sie sich in der Straßenszene, gelten sie als „sexuell freizügig und ungebunden“ und werden leicht Opfer von Gewalt und Sexualverbrechen (Enders-Dragässer u. a. 2000:97). In Scharingers Studie zur Situation von Obdachlosen in Wien, gaben 81% aller Frauen gegenüber 45 % der Männer an, momentan in einem Heim oder einer Herberge zu nächtigen. Die Straße als Übernachtungsort wurde nur von 11 % der Frauen, gegenüber einem deutlich höheren Anteil von 39 % der Männer bevorzugt (Scharinger 1993: 107)⁶.

Dabei ist weibliche Obdachlosigkeit lt. Scharingers Befragung ein noch sehr junges Phänomen: 7 % mehr Frauen als Männer gaben die Dauer der Wohnungslosigkeit von 3 – 5 Jahren an, hingegen um 16% weniger bei einer Dauer von 5 – 10 Jahren (Scharinger 1993:113). Der Anteil der 18-29 jährigen, war bei den Gesamtobdachlosen aber bei Frauen um 14% höher als bei Männern (Scharinger 1993:95). Die steigende Tendenz der Gruppe von jungen wohnungslosen Frauen wird damit verdeutlicht. Monika Weber (2001:51) gibt an, dass der Anteil an Jugendlichen unter 16 Jahren auf der Strasse in Hamburg 1996 bei 50 % liegt. Eine Stuttgarter Studie kam auf einen Anteil von zwei Drittel jugendlicher Mädchen auf der Straße (ebenda). Je älter die Jugendlichen jedoch werden, desto geringer wird die Zahl der Mädchen bzw. Frauen in der offenen Obdachlosigkeit. Dieses Indiz spricht für die große, unbekannte Zahl der in verdeckter Obdachlosigkeit lebenden Frauen.

⁶ Die Befragung wurde im März 1993 durchgeführt.

5.2.3 Frauen mit Kindern als spezielle Form weiblicher Obdachlosigkeit

Die Tatsache, dass einige der im nachfolgenden Forschungsteil befragten Frauen bereits Kinder hatten, und infolgedessen dementsprechende Werte, Bedürfnisse und Wünsche, machen einen eingehenden Blick auf dieses Thema erforderlich. Zusätzlich ist Kinder- und Familienplanung generell ein großes Thema und konkretes Ziel, wie später noch beschrieben wird.

Scharinger(1993:97) macht darauf aufmerksam, dass „hinter den 235 befragten Obdachlosen auch das Schicksal von 162 Kindern steht“. Somit ist Obdachlosigkeit nicht nur ein Problem von Einzelpersonen, sondern trifft auch ganze Familien. Daraus ergeben sich auch wieder entwicklungspsychologische Risikofaktoren. Aufgrund von Überforderung im „Erwachsensein“ und in der Arbeitswelt, bekommen diese Frauen oft sehr früh Kinder und übernehmen tradierte Rollenmuster, ohne sich über die Konsequenzen im Klaren zu sein oder überhaupt sein zu können (BAWO Frauenarbeitskreis 2003:6). Somit haben viele wohnungslose Frauen fremduntergebrachte Kinder, worunter sie sehr leiden, da sie sich als Mutter schuldig fühlen und an der Entwicklung ihrer Kinder nicht teilhaben dürfen (BAWO Frauenarbeitskreis 2003:5). Knapp 40 % aller in Scharingers Studie (1993:94) befragter Frauen hatten Sorgepflichten für ein oder mehrere Kinder. Darin kann eine zusätzliche Erklärung liegen, warum Frauen mehr als Männer versuchen, ihre Probleme über Familienangehörige, Freunde oder neue Beziehungen zu lösen, da, wie schon erklärt, ihre Auslöser im Vergleich zu Männern⁷ mehr mit dem privaten Bereich verbunden sind (Scharinger 1993:94). 20% der befragten Frauen lebten zu dem Zeitpunkt noch mit ihren Kindern beisammen, im Vergleich zu nur einem Mann, was bedeutet dass sich Männer dieser Verantwortung schneller entledigen, und auch leichter entziehen können (ebenda).

⁷Bei Männern stehen häufiger äußere Zwänge (wie z.B. Inhaftierung) oder der Verlust des Arbeitsplatzes am Beginn ihrer Obdachlosenkarriere (Scharinger 1993:94).

5.3 Ursachen und Hintergründe weiblicher Obdachlosigkeit

Erika Steinert (1997:45) nennt eine Vielzahl von Problemhintergründen von Frauen, welche als zusätzliche Risikofaktoren zur Obdachlosigkeit gesehen werden können, und mit vielen Auslösern eng verbunden sind. Zum einen ist die Armutsgefährdung von Frauen im Generellen als nicht zu vernachlässigender Faktor zu rechnen. Mit ihr verbunden sind die Gleichstellung der Frau in unserer Gesellschaft, eklatante Unterschiede von Bildung und Beruf zwischen Mann und Frau und die Anspannung am Arbeitsmarkt (Scharinger 1993:103; BAG 2003:o.P, Steinert 1997:45). Zum anderen liegen viele Ursachen unter Umständen schon weit zurück, sind familiär bedingt, haben oftmals mit Gewalt und Missbrauch zu tun und ziehen sich somit durch Beziehungs- und Handlungsmuster (Steinert 1997:45). Die im Kapitel 4.2 angesprochenen nach unten zeigenden Ressourcenspiralen werden hier wirksam.

5.3.1 Armut ist weiblich

Immer mehr von den 1993 befragten obdachlosen Frauen unter 30, also im erwerbsfähigen Alter, sind von Armut und somit von Wohnungsverlust betroffen (Scharinger 1993:95). Wenngleich diese Daten etwas veraltet wirken, so haben sich ihre Aussagen nicht nur bestätigt sondern noch verschlechtert. So meint die BAG Deutschland zusammenfassend zu Armutsrisiken von Frauen:

- „Im Durchschnitt verdienen Frauen 30 % weniger als Männer;
- 90 % aller Teilzeit- und geringfügig Beschäftigten sind Frauen;
- 70% aller sozialversicherungsfrei Beschäftigten sind Frauen.“

(BAG e.V. 2003:o.P)

In Anbetracht dessen, kann angenommen werden, dass Armut generell ein verstärkt weibliches Problem ist. Wenngleich diese Daten aus Deutschland stammen, kann dennoch in Österreich von ähnlichen Verhältnissen ausgegangen werden. Hinzu kommt, dass Frauen aufgrund von unbezahlten Haus- und Familienarbeiten, sowie der wirtschaftlichen Abhängigkeit von

Männern, ein zusätzlich erhöhtes Risiko der Verarmung tragen (Enders- Dragässer u. a. 2000:102). Diese Armut verfestigt sich noch, wenn Frauen aufgrund von Kindern und Familie, sozialrechtlich ungeschützte (Gelegenheits-) Arbeiten annehmen müssen (Enders-Dragässer u. a. 2000:101). Als wesentliche Verursachungsfaktoren für Wohnungsverlust lassen sich vor allem bei bis zu 25-Jährigen und über 50-Jährigen, alleinstehend und mit Kind(-ern) materielle Probleme, kombiniert mit dem Mangel an sozialstrukturellen Ressourcen (familiäre Interaktionsprobleme, Beziehungsprobleme und soziale Benachteiligungen) ausmachen (Steinert 1997:181, 185).

Mit der Entscheidung zur Mutterschaft gehen viele Frauen durch unbezahlte Haus- und Familienarbeiten und somit zusätzliche Abhängigkeiten sowie der Unterbrechung von sozialrechtlich notwendigen Erwerbszeiten ein erhöhtes Risiko der Verarmung ein (Enders-Dragässer u. a. 2000:102). Der Schritt von dieser Armuts- und Abhängigkeitssituation in die offene Obdachlosigkeit ist nur ein kleiner.

5.3.2 Ungleichheiten bei Bildung und Beruf

Arbeit und Wohnung sind in enger Abhängigkeit voneinander. Somit ist es verständlich, dass in Zeiten der Arbeitsnot vorwiegend jene mit besseren Ausbildungen Aussichten auf gute Arbeit mit ausreichendem Einkommen haben. Zwar gaben in Scharingers Studie (1993:103) mehr Frauen als Männer an, die Pflichtschule absolviert zu haben (56 % Frauen zu 42 % Männer), aber 10 % weniger haben danach eine Berufsschule absolviert. Ganze 56 % der befragten Frauen gaben an, gar keinen Beruf erlernt zu haben, im Vergleich zu nur 30 % der Männer. Scharinger gibt weiters an, dass unter den insgesamt 35 % der Befragten ohne Berufsausbildung, viele junge Frauen waren (ebenda). Er legt die Vermutung nahe, dass als Grund dafür bei näherer Betrachtung eine frühe Heirat oder Schwangerschaft gesehen werden kann (20 % der Frauen lebten bei der Befragung noch mit ihren Kindern zusammen) (Scharinger 1993:104).

Arbeit ist als Gesundheitsfaktor nicht zu unterschätzen. Der ausgeübte oder angestrebte Beruf nimmt einen beträchtlichen Teil der Selbstdefinition und Identität ein, selbst in die Freizeit reicht der „lange Arm der Arbeit“, wenn es darum geht, wie man seine Freizeit gestaltet und wie man sich dabei in der Gesellschaft verhält (Wendt 1997:384f, nach Hoff 1987:363ff). Aufgrund dieses Verhaltens aus frühester Sozialisation lassen sich viele negative Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Psyche, wie Depressionen, Minderwertigkeitsgefühle und Resignation erklären (ebenda).

Eine Untersuchung in den alten und neuen Bundesländern in Deutschland (Wolski-Prenger, Rothardt 1996:98f) ergab, dass, wider Erwarten Frauen genauso unter Arbeitslosigkeit litten wie Männer. Ganz im Gegenteil, für arbeitslose, alleinerziehende Mütter wird die Situation durch die Konstruktion des sozialen Sicherheitsnetzes noch verschärft (ebenda)

5.3.3 Risikofaktoren in verschiedenen Entwicklungsstufen

Scharinger (1993:116) gibt an, dass weibliche Obdachlose weit häufiger an gesundheitlichen Problemen leiden als Männer. Seine Auflistung der Beschwerden bezieht sich ausschließlich auf körperliche Erkrankungen und Verletzungen. Der Anstieg der Anzahl von Frauen in der Obdachlosenszene verzeichnet aber auch einen Anstieg der Anzahl von psychischen Erkrankungen (Hesse-Lorenz, Moog 1996:118). Wenngleich diese Frauen mit den unterschiedlichsten Problemlagen auf psychiatrischen stationären Einrichtungen zu finden sind, so werden doch bei eingehender Betrachtung folgende Muster sichtbar, welche zu wiederholtem Scheitern von Lebensentwürfen geführt haben (Hesse-Lorenz, Moog 1996:118):

- „Unangemessen heftiges Reagieren in Konfliktsituationen,
- Stark herabgesetzte Frustrationstoleranz,
- Unangemessen starkes Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, Zuwendung, Orientierung,
- Sehr gering entwickelte Fähigkeiten der Abgrenzung,
- Starke Verschmelzungs- oder Identitätstendenzen,
- Verfolgungserleben/Wahnvorstellungen,

- Handlungsweisen anderer werden ausschließlich im Negativ-Bezug zur eigenen Person gesehen.“
(Hesse-Lorenz, Moog 1996:120)

Agrund von überdurchschnittlich belasteter Kindheit und Jugend, sind psychische Auffälligkeiten als Folgeerscheinung nicht verwunderlich. So kann davon ausgegangen werden, dass obdachlose Frauen aller Altersgruppen davon betroffen sind.

Viele der in Unterbringungseinrichtungen lebenden Frauen haben Psychiatricaufenthalte hinter sich und nehmen das Unterkommen in einer öffentlichen Einrichtung als letzte Alternative zur Straße (Hesse-Lorenz, Moog 1996:119). Im Folgenden wird versucht, verschiedene Hintergründe und Ursachen für spätere Persönlichkeitsstörungen und verstärkende und verfestigende Faktoren der Obdachlosigkeit zu beleuchten.

Problemlagen im Kindesalter

Peter Hansbauer (1998:40) schreibt über deutsche Jugendliche auf der Straße, dass die Ursachen für ihre Situation und ihr Verhalten mitunter schon sehr früh in der Kindheit zu suchen sind. Zwar fehlen empirische Daten dazu, aber 1996 entstandene Fallanalysen von Blandow 1996, durch die Diskussion um den Hamburger Hauptbahnhof, mit Biographien und Aufhalten von Jugendlichen in psychiatrischen Einrichtungen, deuten darauf hin (ebenda). Erbliche Störungen, pränatale Vergiftungserscheinungen (durch Drogen- oder Alkoholkonsum der Mutter), sowie postnatale Entwicklungsverzögerungen und Mangelerscheinungen durch Vernachlässigung der Grundbedürfnisse können ausschlaggebend für spätere Verhaltensauffälligkeiten sein. Hansbauer (1998:40) weist darauf hin, dass solche Kinder überdurchschnittlich häufig in sozialen Umgebungen zur Welt kommen, womit ihre Probleme nicht kompensiert, sondern eher noch verschärft werden. Vielleicht liegt hier schon ein Indiz für das Ansteigen der psychisch kranken Obdachlosen, welches zurzeit vermehrt wahrnehmbar ist.

Problemlagen im Jugendalter

Auch entwicklungshemmende Faktoren im Jugendalter können lange Folgen nach sich ziehen, ist es doch das Alter, in dem der Mensch seine Ich-Identität entwickelt (Hansbauer 1998:41). Fehlen enge Bezugspersonen, um das Spannungsverhältnis von Gesellschaft und Individuum auszugleichen, kann es zu einem Übermaß an Fremdbestimmung, Mangel an Anpassung, Widersprüchen in der Lebensplanung etc. kommen (Hansbauer 1998:41f). Entwicklungsstörungen in dieser Phase können eine mögliche Erklärung für die Abhängigkeit der Frauen von gewalttätigen Männern sein oder für die Unfähigkeit, realistische Zukunftspläne zu schmieden.

Sind „Lebenskrisen“ – als Plural - für ältere obdachlose Frauen bezeichnend, so scheinen jüngere obdachlose Frauen eine „einzige Lebenskrise“ erlebt zu haben (BAWO Frauenarbeitskreis 2003:6). Sie kennzeichnen starke Differenzen in der Herkunftsfamilie, welchen das ausgeprägte Bedürfnis nach Kontakt mit dieser gegenübersteht (ebenda). Sie formulieren klar den Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben und sehnen sich aber gleichfalls nach einer harmonischen Familie (ebenda). Sind Gründe und Auslöser dafür schon im Jugendalter benennbar?

Monika Weber (2001:57) schreibt in einer deutschen Studie, dass Mädchen in der Phase der Adoleszenz vielmehr mit der „Pflege und Umgestaltung“ von Beziehungen als mit der Loslösung und Trennung beschäftigt sind. Jeder Versuch, ihre neue Identität zu finden und zu festigen, ist zugleich mit dem Kampf um die Anerkennung der Mutter verbunden, mit dem Ziel, eine andere, neue Basis herzustellen (ebenda). Für jugendliche Mädchen auf der Straße bedeutet dies, dass der Bruch mit der Herkunftsfamilie die Entwicklung der eigenen Identität erheblich beeinflusst und bedroht (ebenda). Zwiespälte der jungen Frauen weisen auf solche Störungen in der Entwicklung der Ich-Identität hin. Zudem besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen Entwicklungsproblemen und erhöhtem Delinquenz- und Drogenrisiko bei Jugendlichen im Allgemeinen, welches als eine Bewältigungsstrategie gesehen werden kann (Hansbauer 1998:42).

Problemlagen im jungen Erwachsenenalter

Erikson (1980:150f) hat den Begriff des frühen Erwachsenenalters für Menschen zwischen etwa 15 – 35 Jahren geprägt, also einen sehr weit gefassten Zeitraum, berücksichtigt aber für die in dieser Arbeit befragte Zielgruppe einige sehr wesentliche psychosoziale Komponenten der Ablösung und Identitätsfindung.

So kennzeichnet diese Entwicklungsstufe nach Erikson (1980:114), die abgeschlossene Kindheit und Jugend, jedoch ist der Prozess der Identitätsfindung noch nicht abgeschlossen (ebenda). Sie wird in dieser Phase besonders „durch intime Beziehungen und solidarische Aufgaben gefördert“ (ebenda). Intimität und Isolierung bzw. Distanzierung sind hier die beiden Pole, um welche es geht, und welche zugleich einen Gutteil der Bedürfnisse prägen. Wer seine Identität erreicht, kann laut einer Studie von Orlofski leichter Beziehungen eingehen, als jene, die noch in der Rollenfindung stehen (Wendt 1997:365). Bei Enttäuschungen und Misslingen kommt es zu Rückzug und Apathie (Erikson 1980:114 -120). Nicht nur enge partnerschaftliche Bindungen, sondern auch das so genannte „Gemeinschaftsgefühl“, spielen eine große Rolle. Es wird danach getrachtet, sich sowohl in der Liebe zu einem Partner, als auch in anderen menschlichen Beziehungen zu verlieren und zu finden.

Eine Untersuchung von Deusinger 1990 ergab, dass Menschen im jungen Erwachsenenalter weniger Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl aufweisen, als Menschen in späteren Dekaden. Er meinte, ein Grund zur Minderung der psychischen Befindlichkeit seien die noch vielen ungelösten Aufgaben bezüglich Partner- und Berufswahl (Wendt 1997:365).

5.3.4 Erfahrungen in Familie und Partnerschaft

Fast alle obdachlosen Frauen haben irgendwann einmal in ihrem Leben prägende Gewalterfahrungen gemacht. Oftmals auch Missbrauchserfahrungen von Vater, Stiefvater oder Verwandten, welche weit in die Kindheit zurückgehen (Enders-Drägässer u. a. 2000:5). Gewalt zu Hause in der Familie, der Partnerschaft oder der Ehe, ist oft der ausschlaggebende Grund zur Flucht aus der gemeinsamen Wohnung

(ebenda). Scharinger (1993:93) gibt an, dass für rund 40 % der befragten Frauen „Beziehungsprobleme und persönliche Krisen“ am Beginn ihrer Problemkarriere stehen, meist führte eine Trennung oder Scheidung zum Verlust der Unterkunft.

Im Gegensatz zur Erscheinungsform von männlicher Obdachlosigkeit, kann man die der Frauen aber nicht als „Single-Phänomen“ bezeichnen. Rund ein Drittel der in Scharingers Studie (1993:96) befragten Frauen gab an, derzeit in einer Beziehung zu leben, bei Männern waren es lediglich 10 %.

6 Daten zur Forschung

Für die Aufdeckung und Nachvollziehbarkeit von Sinnstrukturen, unter dem Fokus des Gelingens und aufgrund eines Mangels an bereits bestehenden empirischen Wissens über die Zielgruppe wurde ein explorativer, qualitativer Forschungszugang gewählt.

6.1 Lokalisierung der befragten Zielgruppe

Da Frauen in verdeckter Obdachlosigkeit für die Forschung weitgehend unerreichbar bleiben ist die nächste Stufe, sie dort zu suchen, wo sie am ehesten sichtbar werden, wenn ihr soziales Bezugssystem sie nicht mehr trägt oder sie selbst es nicht mehr ertragen. Das Haus Miriam (Jahresbericht 2003:2)⁸, ein Übergangwohnheim für Frauen in Wien, gibt an, im Jahr 2003 25 % Frauen im Alter von 18-25 Jahren beherbergt zu haben und 13 % im Alter von 26-30 Jahren. Die Emmaus Frauen-Wohngruppe (2005:2)⁹, ebenfalls ein Übergangwohnheim für Frauen in St. Pölten, Niederösterreich, verzeichnet in ihrer Jahresstatistik von 2004 einen Anteil von 46%, also fast die Hälfte der untergebrachten Frauen, im Alter von 18 - 30 Jahren. In beiden Einrichtungen wurde somit nach Interviewpartnerinnen gesucht. Für ein Gespräch erklärten sich bereit:

- 6 Frauen im Haus Miriam, Wien (Schopenhauerstrasse 10, 1180 Wien) der Caritas Diözese Wien, mit insgesamt 38 Wohnplätzen, 2-Bettzimmer, Wohnmöglichkeit befristet auf ein Jahr.
- 2 Frauen in der Emmaus Frauen-Wohngruppe, St. Pölten / Niederösterreich (Stephan Bugergasse 13, 3100 St. Pölten), der Emmaus Gemeinschaft St. Pölten, mit insgesamt 15 Wohnplätzen, 2- und 3- Bettzimmer, Wohnmöglichkeit befristet auf ein Jahr.

⁸ O.V.: Jahresbericht 2003, Herausgegeben von der Caritas Wohnungslosenhilfe Wien, 2003

⁹ O.V.: Berichtszeitraum 01.01.2004 bis 31.01. 2004

6.2 Angaben zu Zielgruppe und konkreten Interviewpartnerinnen

Interviewt wurden Frauen zwischen 19 – 26 Jahren. Die genaue Altersbegrenzung der Zielgruppe geschah weitgehend aus praktischen Gründen. Laut österreichischem Jugendgerichtsgesetz §1, Z2 JGG (1988)¹⁰ beginnt das junge Erwachsenenalter mit dem vollendeten 18. Lebensjahr. An dieses Gesetz knüpfen zahlreiche Rahmenbedingungen im österreichischen Sozialsystem an, wie auch zum Beispiel das Ende der Zuständigkeit des Jugendamtes und somit die untere Aufnahmegrenze in Obdachloseneinrichtungen für erwachsene Frauen. Die Obergrenze, 26 Jahre, bezeichnet hier eine ungefähre Abgrenzung der entwicklungspsychologischen Phase des jungen Erwachsenenalters.

Acht Frauen erklärten sich für ein Interview bereit:

Alter der Interviewpartnerin	Kinder oder schwanger	Alter der Interviewpartnerin	Kinder oder schwanger
19	-	22	-
19	schwanger	24	1 Kind
20	-	24	-
22	2 K. und schw.	26	2 Kinder

Abbildung 3: Interviewpartnerinnen, Dirnberger 2005

Aufgrund bereits beschriebener Formen von Frauenobdachlosigkeit, sind Kinder und bestehende Schwangerschaften zusätzlich aufgelistet. Auf Dauer und Auslöser der Obdachlosigkeit kann hier wegen mangelnder Informationen nicht eingegangen werden. Die Bereitschaft der meisten Frauen für ein Gespräch legte die Bedingung zugrunde, nicht über Scheitern oder schmerzhaftere Ereignisse ihres Lebens befragt zu werden.

¹⁰ Kodex des österreichischen Recht (2002): Strafrecht, 18. Auflage, Wien

Interv. Nr.	Arbeitsverhältnis
1	Teilzeitangestellt (am zweiten Arbeitsmarkt)
2	Absolviert bezahlte Lehrpraxis auf begrenzte Zeit (wenige Wochen)
3	Kein Arbeitsverhältnis
4	Vollzeitangestellt (am ersten Arbeitsmarkt)
5	Kein Arbeitsverhältnis
6	Befindet sich in psychotherapeutischer Arbeitstherapie, kein Arbeitsverhältnis
7	8 Std / Wo (Sonntagsanstellung, erster Arbeitsmarkt)
8	Befindet sich in psychotherapeutischer Arbeitstherapie, kein Arbeitsverhältnis

Abbildung 4: Tabelle der Arbeitsverhältnisse, Dirnberger 2005

Grün hinterlegte Felder bezeichnen bezahlte und sozialrechtlich geregelte Arbeitsverhältnisse zurzeit des Interviews.

Wie sich zeigt, ist die Form der Arbeitsverhältnisse zur Zeit der Interviews durchaus unterschiedlich. Es kann also von schlechten, aber nicht völlig fehlenden Arbeitsverhältnissen ausgegangen werden. Vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet, wäre eine Unterscheidung in bezahlte Arbeitsverhältnisse und unbezahlte oder sozialrechtlich abgesicherte und nicht versicherte nahe liegend. In den Interviews erwies sich Arbeit aber prinzipiell, also auch unbezahlte oder therapeutische Arbeit, als wichtiger Bestandteil in ihrem Leben. Auch die in beiden Wohnheimen verlangte Aufgabenerfüllung des unbezahlten Putzens der Gemeinschaftsbereiche, der Kochens für die Gemeinschaft (in der Emmaus Frauen-WG) und des Erledigens von Portiersdiensten (Haus Miriam), wurde in den Gesprächen als richtige „Arbeit“ oder „Beschäftigung, Tätigkeit“ hervorgehoben. So erhielten zwar fünf von acht befragten Frauen kein Entgelt für geleistete Arbeit, jedoch hatten alle befragten Frauen konkrete Tätigkeiten und Aufgaben im Auftrag Dritter zu erfüllen, welche als Arbeit im überbegrifflichen Sinne benannt werden kann.

6.3 Durchführung der Interviews in Kombination mit Struktur-Legetechnik

Alle Interviews wurden im Februar 2005, von der Autorin selbst durchgeführt. Die Dauer der Interviews betrug im Durchschnitt 110 Minuten, und wurde mittels eines mp3 Players aufgezeichnet. Sie wurden ausschließlich in den

Wohnheimen selbst vollzogen, teils in den privaten Zimmern, teils in Gemeinschaftsräumen. Ein Interview wurde in einem Gemeinschaftsraum der Psychiatrischen Abteilung des KHs Baumgartner Höhe, Wien durchgeführt. Die Ablichtung der Strukturlegekarten als Hilfswerkzeug der Interviews erfolgte mithilfe einer Digitalkamera.

6.3.1 Interviewführung und Leitfaden

Im Wesentlichen besteht der Interviewleitfaden aus zwei Teilen: Teil 1 ist auf die Erfassung der gegenwärtigen Situation gerichtet und auf Veränderungen bis zur Jetztzeit. Teil 2 ist auf Wünsche und Ziele in der Zukunft gerichtet (siehe Interviewleitfaden im Anhang Seite 95).

Die Interviewführung wurde nach Froschauer und Lueger (1992:43) offen gehalten, mit erklärender Einstiegsfrage („Was siehst du momentan an und in deinem Leben als gelungen an? Also was ist dir wichtig, gibt dir Kraft, brauchst du für den Alltag, usw.“) und Vertiefen in die Haupterzählung, immanentes Nachfragen und anschließend exmanentes Fragen rundeten das beschriebene Bild ab.

6.3.2 Struktur-Lege-Technik

Persönliche Einstellungen, und Veränderungen alltagsweltlicher Wissensbestände, können als Ausdruck persönlicher Lernprozesse aufgefasst werden. Die Struktur-Lege-Technik ist eine Methode, die diese Prozesse analysiert und visualisiert. Das bildhafte Strukturieren präzisiert Schlüsselbegriffe, und hier im Konkreten vor allem Schlüsselbegriffe zu Lebensbereichen, Werten, Wünschen und Bedürfnissen.

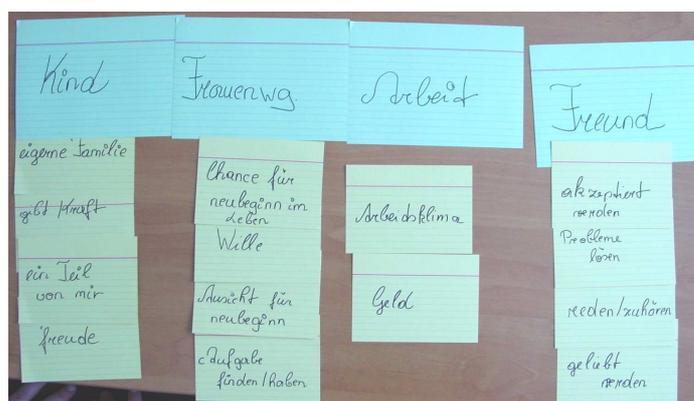


Abbildung 5:
Lebenswelt- und
Wertekarten
I2/F1

Zusätzlich hilft es Veränderungsprozesse sichtbar zu machen, indem sich Wege der Struktur bildhaft nachverfolgen lassen.

Die Methode der Struktur-lege-Technik wurde in dieser Arbeit mittels zwei verschiedenen farbiger Kärtchengruppen verwirklicht. Auf grüne und gelbe Kärtchen sollten im Laufe des Interviews die Schlüsselbegriffe der eigenen Vorstellung, wenn möglich von der Person selbst, festgehalten werden, um einen Überblick zu schaffen und eine Vertiefung im Gespräch zu ermöglichen. Anhand dieses Beispielfotos wird gezeigt welche aktuell von der Person als wesentlich empfundenen Lebensbereiche vorhanden sind und welche Bedeutungen (Werte, Wünsche, Bedürfnisse) ihnen zugrunde liegen. Abstufungen in der Wertigkeit werden jeweils durch Form und Reihung des Anlegens verdeutlicht. So wurde zum Beispiel hier das Kind an erste Stelle gestellt, als wichtigster Lebensbereich und die Wertekärtchen von oben nach unten in ihrer Wichtigkeit hierarchisch abgestuft. Das Modell des Gelingens erfolgt in der Umsetzung zwar nicht streng nach dem Triangel, hinterfragt aber alle Teilaspekte. Die Lebenswelt- und Wertekarten wurden mit einer Digitalkamera während der Interviews abgelichtet.

6.3.3 Vorgangsweise bei den Interviews

1. Nach Stellen der Einstiegsfrage wurden nun während des Interviews (meist von der interviewten Person selbst) die Lebensbereiche (wie etwa Familie, Partner, etc.) auf grüne Kärtchen geschrieben. Danach erfolgte die Haupterzählung und immanentes Nachfragen zu den einzelnen Lebensbereichen, woraufhin die Schlüsselbegriffe zu den Wertvorstellungen (z.B. Liebe, Gemeinschaft, Spaß) auf gelbe Kärtchen geschrieben und nach Wichtigkeit ohne Vorgabe zu den jeweiligen Lebensbereichen angeordnet wurden (Ablichtung).
2. Anschließend wurden die aufgelisteten Werte unabhängig von den Lebensbereichen betrachtet und erneut nach Wichtigkeit ohne Vorgabe in Zusammenhang gesetzt, (erneute Ablichtung).
3. Diese „innere Landkarte“ der im Moment gelingenden Anteile, wurde als Ausgangsbasis für Vergleiche mit Anteilen in der Vergangenheit benutzt.

Die Kärtchen wurden bei Bedarf umgelegt und neu geschrieben, um die Veränderung sichtbar zu machen.

4. Ergänzend dazu wird als letzter Teil nach den Wünschen und Zielen in der nahen und fernen Zukunft gefragt, um den „roten Faden“ erkennen zu lassen und Ergebnisse aus den vorigen Fragen zu untermauern.

6.4 Auswertungsverfahren

Die Interviews wurden wort- und lautgetreu transkribiert und nach einer leicht modifizierten Form der Sequenzanalyse von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger (1992:63-70) ausgewertet.

Dabei wurden Textpassagen von etwa 2 – 3 Sätzen thematisch kodiert, und anschließend in sinnstrukturellen Zusammenhang miteinander gesetzt. Die Lebenswelt- und Wertekarten wurden zur Untermauerung der Sinnstrukturen und als zusätzliches Auswertungsinstrument herangezogen.

6.5 Darstellung der Ergebnisse

Die gefilterten Sinnstrukturen wurden hier als Gliederung der Kapitel herangezogen. Zur Untermauerung der Aussagen und Interpretationen, wurden Originalzitate und Originalbilder aus den Interviews verwendet. Der angegebene Kodierungsschlüssel bezieht sich jeweils auf die Textstellen der Transkripte, oder auf das jeweilige Bild. So bezeichnet I1, I2, I3 usw. die jeweilige Nummer der insgesamt acht Interviews, und beispielsweise Z 245 die jeweilige Zeilennummer des Zitats, bzw. F3 das jeweilige Foto.

Eine Auflistung der Lebensbereiche mit den zugehörigen Wertzuschreibungen aller Interviews, findet sich als Ergänzung im Anhang auf Seite 98.

7 Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung – Der Weg des Selbst

Obdachlose Frauen jungen Alters sehnen sich nach einem hohen Maß an Selbstbestimmung, aber gleichzeitig auch nach einer harmonischen Familie. Dies wird in der Literatur als sich widersprechendes Faktum dargestellt. Wirkt es auch auf den ersten Blick so, als würde sich der Wunsch nach der Entfaltung des eigenen Ichs mit dem Wunsch des Eingebundenseins und dem familiären Lebensplan gegenseitig ausschließen, so zeigt eine nähere Betrachtung Zusammenhänge und Ergänzungen in diesen Wünschen. In diesem Kapitel wird aus der Perspektive der Selbstbestimmung wenn notwendig der Bogen zur Einbindung in Familie, Gemeinschaften oder Partnerschaft gespannt.

Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, persönliches Wachstum, etc können für diese Frauen auch als Werte interpretiert werden. Sind die in Kapitel 8 beschriebenen Werte lediglich Maßstäbe für die Lebensqualität, so sind diese hier als Vorbedingung und Ausgangsbasis zu verstehen. Mag es wieder als verwunderlich erscheinen, dass Selbstständigkeit, Entwicklung des Selbst usw. zumeist in Verbindung mit Gemeinschaft genannt werden, so sei hier schon vorweggenommen, dass Gemeinschaft, Kommunikation und soziale Kontakte die überhaupt größten Werte im Leben dieser jungen Frauen darstellen

7.1 Das Selbst erwacht

Sowohl im Bereich der Unabhängigkeit als auch dem der Selbstständigkeit, lassen sich deutliche Veränderungen im Leben der jungen Frauen nachweisen. War es im Jugendalter nicht wichtig das eigene Leben selbstbewusst und selbstbestimmt zu führen, so haben diese Aspekte etwa ab dem 18. bis 20. Lebensjahr der Frauen an Bedeutung zugenommen. Warum das Selbst gerade in dieser Phase des Lebens erwacht und sich aktiv

einschaltet, ist sicher auf mehrere Gründe zurückzuführen, die nicht alle in dieser Arbeit erklärt werden können.

Diese Veränderung ist entwicklungs-psychologisch betrachtet ein normaler Vorgang der Identitätsfindung. Trotzdem ist er, im Vergleich zur durchschnittlichen Mehrheit junger Frauen, bei obdachlosen Frauen sehr deutlich ausgeprägt. Es ist anzunehmen, dass es hier, wie in der Literatur beschrieben, Defizite in der Entwicklung des Selbst gibt, die jetzt aufgeholt werden wollen und in Verbindung mit der anstehenden Lebensplanung die Frauen unter Druck setzen.

7.1.1 Unabhängigkeit

Unabhängigkeit wird nicht in erster Linie als finanziell eigenständig deklariert. Sich auf das Risiko der finanziellen Abhängigkeit einzulassen, erscheint als weit weniger bedrohlich, denn eine Gefährdung und Einschränkung gewisser Freiheiten, und dem Recht auf Selbstentscheidung und -bestimmung.

13/Z199: „Weil ich bin Albanerin und ich habe dort gelebt (...) und wir können nicht jemanden auf der Strasse küssen wie in Österreich. Österreicher küssen in der U-Bahn, überall (..). Keiner sagt was. Und wir dürfen das nicht. Und ich hab gesagt, aber ich tue das, wirkli, ich tue das.“

Unabhängigkeit bedeutet für die Frauen in erster Linie Entscheidungsfreiheit auf kognitiver und emotionaler Handlungsebene. Die Ansprüche der finanziellen und materiellen Unabhängigkeit liegen nicht hoch, ganz im Gegenteil. Aller Besitz will im Wunschdenken mit dem Partner und der zukünftigen Familie geteilt werden. In der Familie ist die Gleichberechtigung aller Personen wichtiger als die eigene finanzielle Unabhängigkeit. Die Unabhängigkeit im Kopf, die Freiheit sich für sein Leben selbst entscheiden zu können, ist dagegen von hohem Stellenwert.

17/Z781: „Also es muss jetzt kein Luxusauto sein, aber so dass ma halt doch irgendwie unabhängig ist. Dass ma dann einkaufen fahren kann oder so irgendwie, ich weiß nicht.“

Auch die gewünschte Nähe in einer Partnerbeziehung widerspricht dem nicht. Zwischen den beiden Begriffen „Abhängigkeit“ und „Halt“ muss klar

unterschieden werden. An dieser Stelle könnte die Wurzel für so manche, bisher vielleicht fehlgeleitete Vermutungen in Bezug auf die Zielgruppe liegen. Unabhängigkeit meint hier eben nicht, autark zu sein, sondern selbstbestimmt zu leben, selbst entscheiden zu können und zu dürfen, welche Bezugspersonen gewählt werden, und was von ihnen gebraucht wird. Erst der nötige Halt im Leben kann Unabhängigkeit ermöglichen. Fraglich ist lediglich, inwieweit Unabhängigkeit in Form der hier beschriebenen Entscheidungsfreiheit gewährleistet sein kann, wenn der Halt dort gesucht wird, wo erhebliche finanzielle Abhängigkeiten bestehen.

7.1.2 Selbstständigkeit

Die Frauen sehen die Tatsache, zurzeit in einem Wohnheim zu leben und ihr Leben von hier aus schon geraume Zeit zu meistern, bereits als wichtigen Schritt in die Selbstständigkeit. Das Wohnheim als schützendes Umfeld, die Gemeinschaft der Frauen und die Hilfe von professionellen HelferInnen bieten einen unterstützenden Rahmen zum Erlernen von nötigem Alltagswissen. Dabei wird Selbstständigkeit, egal ob es um selbstständiges Arbeiten oder Wohnen geht, als Übernahme von Eigenverantwortung definiert:

I4/Z249: „Ich bin auch durchs Haus Miriam, seit ich da wohne ja, ein bisschen mehr selbstständig geworden. Weil ich mach ja das alles selber, nicht? Also ich mein seitdem, das macht keiner für mich. (.) auch jetzt Sachen wie, ich mein das hört sich jetzt blöd an, aber Sachen wie telefonische Vereinbarungen und aufs Amt gehen und was heißt das und was heißt das. Das hab ich ja nie gemacht, das hat immer meine Mutter gmacht für mich (...)

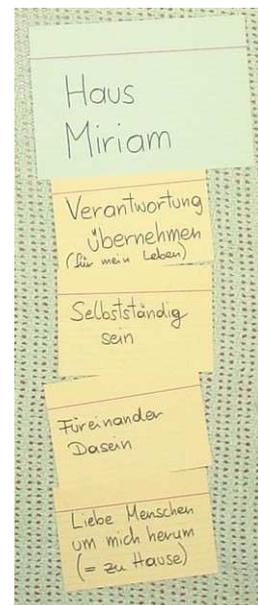


Abbildung 6:
Lebenswelt- und Wertekarten
I4/F1/1

Selbstständigkeit hat auch etwas mit Wachstum zu tun. „Sich einer Aufgabe gewachsen“ zu fühlen bedeutet, erfolgreich selbstständig zu werden. Ohne eine Aufgabe oder anders formuliert, ohne Verantwortung, die getragen werden muss, kann Selbstständigkeit nur schwer erlernt werden. Diese jungen Frauen wollen und müssen Verantwortung tragen lernen, um

Selbstständigkeit erlernen zu können. Unter diesem Blickpunkt lässt sich der Zuwachs an Selbstständigkeit auch nicht künstlich beschleunigen, sondern muss langsam gedeihen. Dafür bieten Wohnheime als Orte der Übung und der Sicherheit einen nährstoffreichen Boden.

7.1.3 Unabhängigkeit macht selbstbewusst – Selbstbewusstsein macht unabhängig

Unabhängigkeit und wachsendes Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit kommen in Form von positiven Spiralen des Gelingens in Wechselwirkung miteinander. Die befragten Frauen gaben an, sich zunehmend aus den früheren, für sie engen Verbänden (Familie, Gesellschaft, usw.), wo Wünsche und Ansprüche anderer erfüllt werden sollten, zu befreien. Unabhängigkeit bedeutet hier also wieder in erster Linie die Freiheit des Willens, der Meinung und der Selbstbestimmung.

11/Z282: „Ich mein, ich glaub auch jetzt noch (an Jesus, A.d.V.), ja? Mir is es auch egal was die anderen denken, ja? Ich mein, sollns reden, mir is des wurscht.“

14/Z161: „ Ich bin ja schon so neugierig wie die Leute drauf reagiern (auf ihr Baby, A.d.V.)(...) auch wenn ich mit ihm geh (mit dem Freund. A.d.V.), es gibt immer Deppate was schau. Auf das bin ich schon so neugierig, wirklich. Ich steh total zu meim Freund und zu meim Kind“

„Frau“ ist sich selbst die Nächste. Werden Entscheidungen aus dem Selbst heraus getroffen (wiederum basierend am Wertekodex), fällt es leichter, zu den Konsequenzen zu stehen. Je selbstbewusster diese Frauen ihre Einstellung vertreten konnten, desto unabhängiger fühlten sie sich, genauso auch umgekehrt. Wachsendes Selbstbewusstsein fördert die Fähigkeit des kritischen Denkens und Hinterfragens, was wiederum Selbstständigkeit und Unabhängigkeit produziert. Die Frauen sind stolz auf ihre Unabhängigkeit von der Meinung anderer oder stolz auf eine selbstbewusste Entscheidung, die sie treffen. So schaffen sie es, sich selbst unabhängig von anderen, Anerkennung und Wertschätzung entgegenzubringen.

7.2 Das Streben nach Wachstum und Entwicklung

Der von den Frauen verspürte Druck bei der Übernahme von Eigenverantwortung bietet auch eine Erklärung für das Streben nach ungehindertem Wachstum. Ihr bisheriges Leben ist geprägt von vielen Hindernissen. Angesichts neuer Aufgaben und der Entstehung neuer Ziele wird die Zeit knapp, diese Defizite aufzuholen. Das verursacht ein gesteigertes Bedürfnis nach einem ungestörten und geschützten Umfeld, um sich endlich entfalten zu können.

Dem persönlichen Wachstum wird nicht nur in diesem Kapitel eine große Bedeutung beigemessen. Im Überbegriff lässt sich in allen Wünschen, einschließlich dem einer Familie und der Zugehörigkeit zu anderen, das Streben nach dem persönlichen Wachstum ausmachen.

7.2.1 Wachstum ohne Hindernisse

Wie die Entwicklung von Selbstständigkeit, so ist auch das Wachstum der Persönlichkeit auf den nötigen Freiraum angewiesen. Auf Grund des jungen Alters der Frauen, ist dieses noch stark von der Wechselwirkung Freiraum - Elternhaus abhängig:

I4/Z54: „(...) aber ich habe einen guten Kontakt (zur Mutter, A.d.V.). Wenn ich dort wohn streit ich fast nur mit ihr, und wenn ich da wohn, so, ich treff mich regelmässig mit ihr, dann klappts total supa.“

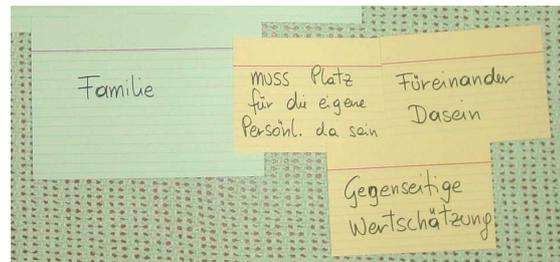


Abbildung 7: Lebenswelt- und Wertekarten

I4/F1/2

Wachsen können ohne Hindernisse bedeutet, nicht von anderen Menschen eingeschränkt zu werden. Dieses Beispielfoto veranschaulicht die wichtigen Aufgaben einer Familie. Zuerst muss genügend Platz für die eigene Weiterentwicklung da sein, dann ist es auch möglich füreinander da zu sein. Beides hat einen hohen Stellenwert und nur bei Erfüllung von beidem, kann die Familie entsprechend wertgeschätzt werden.

Ungehindert wachsen können beinhaltet die Voraussetzung Möglichkeiten zu haben, z.B. die auf Arbeit. Diese Frauen leben im Bewusstsein, an diesem Punkt ihres Lebens Chancen zu haben, die ihnen später durch Übernahme von Familienverantwortung und Heirat genommen werden, sehen also die Lebensphase selbst als Ressource an. Die Aussicht auf wiederholte Einschränkungen steigert erneut das Bedürfnis nach ungehindertem Wachstum.

7.2.2 In Gemeinschaft wachsen können

Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sind ein Indiz für die selbstbewusste Suche nach „fruchtbarem Boden“ für die Entwicklung. Die beiden Pole, das eigene Selbst und das Sich-zugehörig-Fühlen zu anderen, schließen sich auch hier nicht aus. Die Kriterien für wünschenswerte soziale Kontakte sind klar, die Lebenserfahrung lässt konkret zwischen „gut“ und „schlecht“ urteilen, und zwar gut und schlecht für das eigene Wachstum. Gemeinschaften, egal welcher Natur, können für diese jungen Frauen als soziale Orte des eigenen Wachstums bezeichnet werden.

I1/Z243: „I mein da kann ich in dem Fall ja nix allanich machen (Glaube an Jesus leben, A.d.V.), ich mein ich kanns schon bis zu an gewissen Grad allanig mochn, aber´s braucht halt auch viel mehr sag ich mal andere dazu, die sehn des dann wieder anders, ja wobei den mhm, ja da red ma halt drüber.“

Sich selbst mit anderen erleben, fördert die eigene Entwicklung und erweitert das Denken. Man muss das Leben nicht alleine entdecken, es tut dem Selbst einfach gut, mit anderen zusammen zu sein. Ein entwicklungspsychologischer Nachholbedarf drückt sich in dem Bedürfnis aus, die eigenen Kräfte und Grenzen durch das Messen mit jenen zu erfahren, mit denen man sich verbunden fühlt. So sind größere Gemeinschaften wie Freundeskreis und die jeweilige Wohngruppe auch ein Lern- und Übungsfeld für die geplante Familie.

7.2.3 In Gemeinschaft glauben

War die Einbindung einer Interviewpartnerin in eine Glaubensgemeinschaft der Fall, wurde dies als Ort des persönlichen Wachstums von ihnen selbst als lebensnotwendig eingestuft. Die Tatsache, dass der Glaube an einen Gott als Beschützer und Führer mit Menschen gelebt werden kann, verbindet gleich mehrere wichtige Werte und deckt viele Bedürfnisse der Frauen. Dies scheint der optimal geschützte, ungehinderte Rahmen und Ort des eigenen Wachstums zu sein, welches als Wachstum in Gott definiert wird. Obwohl in diesen Gemeinschaften der Wille Jesu gelebt wird, der zugleich als der eigene Wille definiert wird, weist die Struktur der Gemeinschaft selbst keine Unterschiede zu Formen anderer Gemeinschaften auf. Die Gemeinde als Ort des Glaubens z.B. durch Freundeskreis als Ort der Auslebung von Freizeitinteressen ersetzt werden.



Abbildung 8: Lebenswelt- und Wertekarten I8/F2

Der Austausch mit anderen, das Einholen anderer Meinungen, ermöglicht das Erweitern des Blickwinkels und Wechseln der Perspektive zu einer bestimmten Thematik. Es findet Bildung in Form von (Erfahrungs-) Austausch statt. Die gemeinsame Sinnggebung eines Interesses, und das umwandeln dieses Interesses in Tätigkeiten, geben ein Gefühl der Zugehörigkeit und Identifikation.

7.2.4 Sinnggebung und Identität

Die Suche nach Sinn und das Bedürfnis nach Sinnggebung der eigenen Person, kann aufgrund der starken Präsenz in den Interviews auch als Wert verstanden werden. Allein das Verbunden Sein der eigenen Person mit anderen wird von den Frauen bereits als sinnggebend empfunden.

Die Suche nach Sinn findet in den verschiedenen Lebensbereichen statt, verbunden mit der Ausübung verschiedenster Interessen. Für diese Frauen ist es wenig befriedigend, Tätigkeiten auszuüben, welche sinn-entleert wirken. Sinn-voll erscheinen Tätigkeiten hingegen, wenn man sich mit ihnen, dem eigenen Wertekodex entsprechend, identifizieren kann.

I2/Z212: „Wenn ich jetzt zum Beispiel Verkäuferin wäre, aso, ah dann irgendwelchen Frauen irgendwelchen Schnickschnack verkaufen, ja, etwas das überflüssig is, ja? Ah, das ist für mich total sinnlos irgendwo ja? Das gibt mir nix. Da kann ich nix damit anfangen.“

Die Sinnggebung einer Aufgabe ist, wie die der Platz des Selbst in der Gemeinschaft, ein Mittel zur Selbstdefinition. Vom entwicklungspsychologischen Standpunkt aus betrachtet, ist dies wieder ein normales dem Alter entsprechendes Bedürfnis. Das Wachstum findet also zum einen durch andere Menschen, und zum anderen durch Aufgaben statt.

So bringt alles, was unter dem eigenen Gesichtspunkt als sinnvoll erscheint Freude ins Leben, gibt Kraft, und hebt somit wieder die Lebensqualität. Was sinnvoll ist, macht Spaß und wird als „schöner“ Zustand beschrieben. Der Sinn in den Dingen trägt darüber hinaus wesentlich zur Zielsetzung, und Zielerreichung in Form von Antriebskraft bei.

Die Sinnggebung von Aufgaben, ist im Überbegriff die Sinnggebung des gesamten, eigenen Lebens. Dieses Bedürfnis ist den Frauen nicht neu. Der Anspruch auf Sinnhaftigkeit kann als natürlicher, immer schon da gewesener Trieb verstanden werden. Hat früher der Sinn gefehlt, so wurde dieses auch bewusst wahrgenommen. Durch die Zunahme des Bedürfnisses nach Halt – einhergehend mit der Übernahme von Verantwortung und der beginnenden Entwicklung eines Lebensplanes – scheint die Sinnggebung des eigenen Lebens lediglich einen neuen Stellenwert erlangt zu haben. Die

Urteilsfähigkeit der Frauen bezüglich Sinnhaftigkeit, ist und war immer schon gegeben, kann also nicht von außen übergestülpt werden.

I1/Z307: „...weils mich nimma interessiert hat, die röm-kath. Kirche (in der Schulzeit, A.d.V.) Ich glaub an Jesus, der ma helfen kann, ja und nicht der heilige Rudolf oder der heilige irgendwas, ja? (...)Ich bin nur in die Kirche gegangen wenn Schulanfang und Schulende war.“

Diese Urteilsfähigkeit entscheidet nach den Maßstäben des eigenen Wachstums. Alles was diesem zuträglich ist, wird als sinnvoll eingestuft. Die Erkenntnis, dem Leben Sinn zu geben, indem sinnvolle Aufgaben ausgeübt werden, ist mit der Reife der neuen Lebensphase des jungen Erwachsenenalters entstanden.

8 Verbinden der Werte – Werte die verbinden

Werte legen letztendlich die Qualitätsstandards für das eigene Leben fest. Im Bezug auf das Triangel des Gelingens muss hinzugefügt werden, dass Werte auch hier eng mit den beiden Aspekten „Wünsche“ und „Glück empfinden“ verknüpft sind, im Folgenden aber nicht klar voneinander abgegrenzt werden.

8.1 Die Einbindung in ein soziales Netzwerk als oberster Wert im Leben

Die Einbindung in ein soziales Netzwerk hat einen hohen Stellenwert für die Frauen. Die Interviewergebnisse zeigen, dass sich diese Frauen vor allem durch die Erfahrung mit und durch andere wahrnehmen und diese Einbindung brauchen. Werte, die in diesem „Lern- und Übungsfeld“ entstehen oder sich ausformen, werden unter anderem als Qualitätsmaßstäbe für die spätere eigene Familie benutzt.

Hilfsbereitschaft, Solidarität, gegenseitige Wertschätzung, Verständnis, Vertrauen, und konstruktive Umgangsformen in Konfliktsituationen haben im Werteempfinden der jungen Frauen einen hohen Stellenwert. Aus „schlechten Erfahrungen“ und an „guten Beispielen“ gelernt zu haben, wurde als Auslöser des Umdenkens genannt. Lebenserfahrung stützt und formt den Wertekodex der Frauen.

Der Wert der Gemeinschaft hat, so wie die Entdeckung des Selbst, erst in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Obwohl sich diese Frauen immer schon in Gemeinschaften bewegt haben, holen erst die wachsende Bedeutung von Eigenschaften wie Geborgenheit, Vertrauen, Verständnis die Gemeinschaft ins Bewusstsein, und lassen sie somit als wertvoll erscheinen.

Wider Erwarten wurde die Herkunftsfamilie als wertvolle Gemeinschaft von mehreren Interviewpartnerinnen genannt. Der in der Literatur vermittelte Eindruck, der Kontakt dieser Frauen zu den Eltern oder Pflegeeltern sei

entweder gar nicht oder nur in sehr instabilem Zustand vorhanden, konnte in der Untersuchung nur bedingt bestätigt werden. Zumindest die Hälfte der Frauen gab einen sehr guten Kontakt zum Elternhaus an, der vorwiegend von einer starken Verbindung zur Mutter geprägt ist. Die Mutter als zumindest ehemalige Mentorin, und die Eltern als erste Vermittler von Gemeinschaftsgefühlen wurden sogar von sechs Frauen genannt.

Auf den Wert der eigenen Familie wird in diesem Kapitel nicht eingegangen. Aufgrund der übergeordneten Bedeutung von Familie als Lebensplan, kommt diesem Thema gesondert Aufmerksamkeit zu. Wichtig ist an dieser Stelle allerdings eine begriffliche Unterscheidung in „Herkunftsfamilie“ oder „Elternhaus“, und „eigene“ oder „geplante“ Familie, also die Familie wo die Tochterrolle durch die Mutterrolle ersetzt wird.

8.1.1 Gemeinsam statt Einsam

Gemeinschaft bietet den Frauen Schutz vor Einsamkeit. Die positiven Aspekte des Alleinseins, wie z.B. Freiheit und Unabhängigkeit werden von ihnen nicht geschätzt. Demzufolge hat allein verbrachte Zeit einen geringeren Wert als gemeinsam verbrachte. Gemeinschaft vermittelt das Gefühl von Geborgenheit und das Bewusstsein, „ein Teil des Ganzen“ zu sein. Sich als „Teil“ zu fühlen, spiegelt sich in der Vorstellung der Frauen, Zeit und Verständnis müssen in einer Gemeinschaft geteilt werden, wieder.

11/Z456: „Ich mein, ich mein, wenn man Freunde hat, dann will man die schon jede Woche mit denen zam sein und nicht nur alle 14 Tage.“

17/Z93: „Für mich ist es auch wichtig, dass ich zum Beispiel, das ich nicht allein bin. Ich bin froh das ich jetzt in einem Haus bin mit so vielen Personen, ich kann nicht allein in der Wohnung sein, ja?“

Es reicht also nicht aus, ein soziales Netzwerk zu besitzen und es nur bei Bedarf oder in Notfällen zu beanspruchen. Diese Frauen wollen mit Freunden, Bekannten und Familienmitgliedern regelmäßig in direktem Kontakt stehen. Dabei ist es unwesentlich, ob etwas unternommen wird oder nicht, wichtig ist lediglich, DASS man sich trifft, und die Zeit „gemeinsam teilt“. Die Vermutung liegt nahe, dass Familie für diese Frauen aus diesem Grunde die

wünschenswerteste Gemeinschaft von allen ist, da sie laut ihrer Aussage der Ort ist, wo das Leben „miteinander geteilt“ wird. Also nicht nur Zeit sondern auch gemeinsame Interessen, gemeinsame FreundInnen und gemeinsame Vorstellungen sollen zukünftig in der Familie geteilt werden. Mag dies als die Auflösung des Selbst erscheinen, so sei dem wieder entgegengestellt, dass diese Vorstellung von Gemeinschaft von den Frauen als die Erfüllung des Selbst beschrieben wurde. Nicht Verschmelzung, sondern Teilung ist das Prinzip ihrer Handlungen.

8.1.2 Jemanden zum Reden haben – Zur Bedeutung von Kommunikation

Ein wichtiges Kriterium von gemeinsam verbrachter Zeit ist der Wert der Kommunikation. Jemanden zum Reden haben, geht über sonstige Ansprüche an Freundeskreise und andere bewusst gewählte Bezugsgruppen hinaus. Jemanden zum Reden haben ist generelles Kriterium für Lebensqualität in allen Lebensfeldern.

18/Z199: „Kinder san wichtig, waun i älter bin, das i a nu jemanden zum Reden hob, na? Weu Freunde san net immer do.“

17/Z95: „Bin froh also wenn ich nach Hause komm und es ist jemand da, und ich hab jemanden zum Reden.“

Was bedeutet „Reden“ nun genau für diese Frauen? Als Vorbedingung des zuvor beschriebenen Wunsch des Teilens erscheint es als schlüssig, Kommunikation als tiefstes Bedürfnis zu empfinden. Mit jemandem reden zu können, heißt mit anderen Menschen verbunden zu sein. Kommunikation macht das Teilen erst möglich.

Es bedeutet auch, in Interaktion mit anderen zu stehen, dieser Austausch versichert das Vorhandensein einer gemeinsamen Alltagswelt und legt kontinuierlich ihre Grenzen fest. Das gibt wiederum Halt, es fixiert den Standort des Selbst innerhalb des sozialen Gefüges.

8.1.3 Das schlaue Buch der Lebenserfahrung

Lebenserfahrung, egal ob von anderen vermittelt oder durch Selbsterfahrung angeeignet, wurde in den Interviews als wertvoll betont:

17/Z580: „Doch, also im Grossen und Ganzen bin ich sehr zufrieden. Weil ich denk ma, ein Mensch der jetzta, dort wo er geboren wird und aufgewachsen is, und stirbt dort, ja, der kann net wirklich viel erleben. Der hat sein ganzes Leben die selben Freunde, das selbe Umfeld, die selbe Umgebung, ja? Was will der Grossartigs erleben, ja? (...) Ich bin doch, ja, irgendwie herumgekommen.“

Das Bedürfnis, Lebenserfahrung zu sammeln, steht dem, diese „Lebensweisheiten“ wieder weiterzuvermitteln gleichwertig gegenüber. In Kombination mit der Betonung von Gemeinschaft und der Kommunikation ergibt sich daraus eine spezielle Form und Ebene des Lernens. Auf dem Weg des Selbsterlebens und des mündlichen Austausches eignen sich diese Frauen Bildung in Form von wertvollem Erfahrungswissen an. Menschen, die ihnen solches Erfahrungswissen vermitteln können, werden vor allem jetzt mit ihrer gewinnenden Reife, wertgeschätzt. So gewinnen sie einen Schatz an Alltagswissen, der es ihnen ermöglicht, den Handlungsspielraum auszuweiten.

8.1.4 Gleichwertigkeit



Abbildung 9: Lebenswelt- und Wertekarten I6/F6

Dieses Foto zeigt noch einmal die bereits ausgeführten Aspekte des Teilens und der Kommunikation. Zieht man diese beiden Aspekte als Basis heran, so erlangen Werte und Bedürfnisse, wie z.B. gegenseitige Wertschätzung,

einander vertrauen können und füreinander Verständnis haben, die nächst größere Bedeutung. Werden diese Werte erfüllt, stellt sich das Gefühl von GleichWERTigkeit mit anderen in der Gemeinschaft ein. Dieser Zustand wird als Glück bringend erlebt, er verleiht zusätzlich Sinn und Halt im Leben. Gleichwertigkeit wird von den Frauen in allen Formen der Gemeinschaft angestrebt. Darin drückt sich aus, dass sie von FreundInnen und Partner verstanden und akzeptiert werden wollen. Erst ein Treffen auf gleicher Ebene macht es auf Dauer möglich, das „Leben“ miteinander zu teilen. Gleichwertigkeit steht der zuvor angesprochenen Verschmelzung gegenüber, und schließt sie hier gleichsam aus.

8.1.5 Solidarität und Zusammenhalt

Solidarität und Zusammenhalt (siehe Abbildung 9) sind Werte, welche die Gleichwertigkeit mit anderen Menschen bewahren und garantieren. In einer Gemeinschaft und insbesondere in einer Familie ist „man füreinander da“. Solidarität und Zusammenhalt machen sowohl den/die Einzelnen stark als auch die ganze Gruppe. Somit wurden speziell die Erfahrungen in der Wohnheim-Gemeinschaft, wo Gleichwertigkeit auf mehreren Ebenen der Fall ist, in Verbindung mit Solidarität und Zusammenhalt hervorgehoben und geschätzt.

I4/Z241: „Ich hab auch herausgefunden, da is auch irgendwie, nicht bei alle (Mitbewohnerinnen im Wohnheim, A.d.V), also, da siehst dann eh ein paar, da merkst richtig geben und nehmen, ja? Oder ich weiß nicht wie ich das jetzt sagen soll, der gibt dir und wennst du nichts hast gibt der dir und so des is gegenseitig helfen, wirklich, gegenseitig helfen. Und wennst da amal schlechter geht, dann kannst hingehen zu denen du eine festere Bindung hast, die sind dann wirklich für dich da, und die trösten dich.“

Gleichwertigkeit garantiert die Entfaltung des Selbst, Zusammenhalt und Solidarität ein sicheres und stabiles Netz für Wachstum und Entwicklung. Ein gemeinsames Lernen und kreieren neuer Konfliktlösungsstrategien wird angestrebt. Die Frauen zeigen Bereitschaft, an einer konstruktiven Form der Gemeinschaft zu arbeiten.

8.1.6 Einander in der Partnerschaft begegnen

Die Ansprüche an Gemeinschaften spiegeln sich in verstärktem Maße in den Partnerschaftswünschen wieder. Es erscheint, als müsse der Partner alle Bedürfnisse einer Gemeinschaft erfüllen können. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass alle Anstrengung um auf eine gemeinsame Ebene zu gelangen, auf einen bzw. zwei Menschen aufgebaut ist, hingegen in einer Gemeinschaft das Gelingen von den Bemühungen und dem Mitwirken mehrerer abhängt und sich so verteilen kann. Auch erfordert eine Partnerbeziehung wesentlich mehr Zusammenhalt als sonstige Gemeinschaften, rückt man die Verantwortung für das gewünschte „geteilte Familienleben“ (Kinder, Einkommen, Besitz, FreundInnen, etc.) wieder ins Blickfeld.

Demzufolge ist es nicht erstaunlich, dass die Partnerwahl der Frauen mittlerweile vorsichtiger erfolgt als in jüngeren Jahren. Resultierend aus schlechten Erfahrungen stehen Treue und Vertrauen in einer Partnerbeziehung jetzt an oberster Stelle.

15/Z84: „Ah, wichtig ist Vertrauen...er muss mir vertrauen und ich muss auch ihm vertrauen, das ist wichtig.“

17/Z742: „Aber für mich ist das (die Ehe, A.d.V) jetzt gar nicht so wichtig, nur so vor Gesetz, damit ma weiß das ma zusammengehört. Für mich ist auch ganz wichtig die Treue, das is sehr wichtig auch, also ohne Treue geht bei mir auch nix.“

Entgegen einer österreichische Wertestudie (2001:03) zu jungen Menschen im Allgemeinen, streben die hier interviewten jungen, wohnungslosen Frauen nur wenig eine Ausgeglichenheit von Nähe und Distanz zum Partner in der Beziehung an. Gründe dafür mögen in der ebenfalls verhältnismäßig schwierigen Lebenssituation und dem immer schon geringen Halt im Leben liegen, der einen Mangelzustand an Geborgenheit und Nähe nach sich zieht.

8.2 Vom Traurigsein haben wir genug! – Der Spaßfaktor

Von der Einbindung in Gemeinschaften nicht völlig getrennt, findet sich Spaß als Querverbindung im Wertekodex der jungen Frauen wieder. Spaß allein ist Grund genug, einem Interesse, Tätigkeit oder Hobby nachzugehen, Spaß gibt dem Leben die „nötige Würze“. Zusätzlich unterstützt und fördert Spaß jede Art von Entwicklung, egal ob Lernen von wichtigem Bezugswissen oder Entfaltung des Selbst. So trägt Spaß wesentlich zur Verbesserung der Lebensqualität bei. Es kann als Grundbedürfnis und Selbstverständlichkeit angesehen werden, denn jeder hat ein Recht darauf.

I3/Z122: „Ja, ich will einfach so, weil es mir Spaß macht. (...). Ist mir wichtig, weil ohne Spaß is kein Leben, immer traurig, traurig, traurig sein. Vom traurig sein wir haben genug gehabt.“

Spaß muss ebenfalls in Verbindung mit der zuvor genannten Gemeinschaft, und im speziellen mit Kommunikation stehen, deshalb die genannte Querverbindung. Das heißt, Spaß wird durch Gesprächsaustausch mit anderen produziert, was wiederum bedeutet, dass Spaß im Kopf stattfindet.



Abbildung 10: Lebenswelt- und Wertekarten I3/F1

I3/Z25: „Mir macht Freude wenn ich meine gute Freundin versteh, wenn i in Cafehaus gehe oder irgendwo draussen gehe und mit ihr gut verstehe, oder mir macht Freude wenn i da mit den Leuten, den Betreuerinnen gut verstehe.“

Das „Verstehen“ drückt noch einmal die Betonung von Spaß auf kognitiv erfassbarer Ebene aus. So gesehen ist Spaß eine Förderung und Motivierung des Selbst und bringt Kraft. Durch Spaß weitet man gleichsam den Blick, und erhebt sich aus festgefahrenen und unter der Schwere von Problemen eingeschränkten Lebenszuständen auf eine höhere, freiere Ebene.

8.3 Spaß an der Arbeit

Wurden die Hintergründe von Arbeit in den Interviews näher beleuchtet, war Spaß ein wesentliches Kriterium für die Berufs- und Arbeitswahl. Ein Job muss in erster Linie Spaß machen, der finanzielle Faktor ist diesem Wunsch eindeutig untergeordnet (siehe Abbildung 10). Trotz der Überzeugung, es wäre nicht leicht, eine adäquate Arbeit zu finden, und dem Wissen um fehlende Qualifikationen bei Berufswünschen, ist Mühsal in der Arbeit für die befragten Frauen nicht akzeptabel.

I2/Z84: „(...)mi hots eigentlich imma owaeitn geh gfreit, weu afoch des Oaweitsklima und meine Oaweitskollegen ois passt hot, es woa perfekt eigentlich. De Oaweit vielleicht söwa net so, owa waunst di mit de Leit guat vastehst, bin hauptsächlich wegn de Oaweitskollegen und so einegaunga. Weu ma de Oawat afoch Spaß gmocht hot.“

Mit dem Wunsch nach gutem Arbeitsklima liegen diese jungen, wohnungslosen Frauen absolut im Trend der Zeit. Eine 2004 durchgeführte Befragung von ÖsterreicherInnen (2005: o.P.)¹¹ ergab, dass die Bezahlung als wichtigstes Kriterium im unteren Mittelfeld rangiert, jedoch besonders für Frauen von Zufriedenheit und Spaß an der Arbeit, in Form von gutem Arbeitsklima, bei über 72 % liegt.

8.4 Gelungen ist, was schön ist

Das letzte Teilkapitel ist als einziges den Teilaspekten der Gemeinschaft nicht eindeutig zuzuordnen.

Das beschreibende Wort „schön“ wurde von den Interviewpartnerinnen für verschiedenste Bereiche zur Erklärung herangezogen. Dabei wurden nicht nur Zustände, welche die bisher genannten Werte erfüllen, als „schön“ bezeichnet. Auch optische, äußerliche Schönheit als Wert, löst eine Reihe von eindeutig als positiv empfundenen (Glücks-) Gefühlen in den Frauen aus. Alles kann schön sein: der eigene Körper, Dinge, andere Menschen, Orte

¹¹ Telefonische Omnibusbefragung bei 1.000 ÖsterreicherInnen über 15 Jahren (repräsentativ für die österreichische Bevölkerung), Befragungszeitraum September 2004

wurden von den Frauen genannt. Das Sich-Umgeben mit Schönheit, und sich selbst als schön wahrnehmen können macht stolz. Eine schwangere Frau meinte im Gespräch über ihr zukünftiges Baby:

I4/Z158: „Und eben, es wird ja kein ganz weißes Kind, nicht, es wird ja ein Mischling ja, und auf das bin ich total stolz ja, die gfalln ma so gut, wau!“

Eine Interpretation dieses „aus dem Konzept fallenden“ Wertes ist, dass Schönheit allein das Gefühl von Gleichwertigkeit erzeugen kann. Schönheit ist durch das Gefühl des Glücks so bestechend, dass es als Wert auftaucht, ohne bewusst sein zu müssen.

Schmid (1998:168) definiert das Wort „schön“ theoretisch umfassend: „Schön ist das, was als *bejahenswert* erscheint.“ Umgekehrt lässt sich aus den Ergebnissen für die Idee des Gelingens schlussfolgern, dass Dinge und Zustände in eine „bejahenswerte Nähe“ rücken, wenn sie einen inneren und äußeren Zustand des Schönen erreichen.

9 Wo ist die Reißleine? – Vom nötigen Halt! im Leben

Der bereits beschriebene Mangelzustand an Geborgenheit, Sicherheit und Nähe, wurde von den Frauen im Überbegriff „Bedürfnis nach Halt“ genannt. Diese Suche nach Halt im Leben war in den Gesprächen, wie zuvor in der Literatur beschrieben, sehr dominant. Menschen, Orte, und der eigene Glaube auf metaphysischer Ebene jenseits der erlebten Alltagswelt werden benützt, um das starke Bedürfnis nach Halt abzudecken.

9.1 „Die Suppe selbst auslöffeln“ – Ein Erklärungsversuch zur wachsenden Bedeutung von Halt im Leben

In der Vergangenheit war den Frauen weder Sicherheit noch Geborgenheit ein wichtiges Bedürfnis. Dies erscheint als unlogisch und verwunderlich. Die Literatur weist als Ursachen zur verstärkten Suche nach Halt, auf Mangelzustände in der Kindheit und Jugend hin. Das Bedürfnis müsste also seit jeher in den Frauen präsent gewesen sein. Tatsächlich geben sie aber an, erst ab etwa dem 18. - 20. Lebensjahr Bedürfnisse, wie das nach Sicherheit und Geborgenheit, in sich zu spüren. Wieso hat das Bedürfnis nach Halt bisher also gefehlt? Und warum taucht es jetzt plötzlich auf?

Um diese Fragen beantworten zu können, muss ein eingehender Blick auf dieses „Früher“ geworfen werden. Was hat es denn früher anstelle des Halts im Leben gegeben? Die Frauen gaben an, dass Spontaneität, Leben ohne Zukunftsplanung, nur das Hier und Jetzt und Spaß haben wichtiger waren, als heutige stabilisierende und bewahrende Werte. Wobei Spaß in der Vergangenheit noch als „Blödsinn machen“ und „nur Blödsinn im Kopf haben“ definiert wurde. Tiefe Freundschaften wurden nicht gebraucht, von anderen verstanden zu werden war nicht wichtig. Diese Ansprüche sind erst in den letzten Jahren entstanden.

17/Z616: „Also für mich war früher Wohnen überhaupt nicht wichtig, ja. Also es war einfach, dass ich gsagt hab, ah, überall wo ich grad bin, da

fühl ich mich zu Haus, ja? Und ob ich da irgendwo am Bahnhof herumsitz (lacht) mitm Bier oder so, dann bin ich halt da grad zu Hause. Wenn ich jetzt bei einer Freundin sitz oder so, dann bin ich halt grad dort zu Hause.“

Mit anderen Worten war Halt früher also nicht wichtig, weil man sich fallen ließ. Die Vermutung liegt nahe, dass dies eine Gegenreaktion auf das nicht hinreichend stützende, soziale Bezugssystem war, vom dem man ebenfalls „fallen gelassen“ wurde. Diesen Frauen blieb oft nicht die Zeit, sich von selbst abzunabeln, verführt wurden sie mit existentiellen Veränderungen konfrontiert. Die Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, führte in jungen Jahren zur Überforderung. So bewegten sich diese Frauen als Jugendliche überspitzt formuliert „im freien Fall“, mit einer resignativen Haltung dem eigenen Leben gegenüber.

Die bereits erläuterte Selbstbestimmung, liefert einen möglichen Erklärungsansatz für die Frage nach der gesteigerten Bedeutung von Halt. Diese Frauen haben durch Reife und Eintritt in die nächste Lebensphase begonnen, Verantwortung für ihr eigenes Leben und Handeln zu übernehmen. Die Suche nach Halt kann so gesehen als die überhaupt erste selbstbestimmte und selbstständige Handlung verstanden werden. Und diesen Halt braucht es, um den immer schneller werdenden „Fall“ zu bremsen, oder wie in der Sozialarbeit formuliert, die Negativspirale zu stoppen. Sie leben in dem Bewusstsein, die „Suppe von nun an selbst auslöffeln“ zu müssen.

Der Weg zurück nach oben

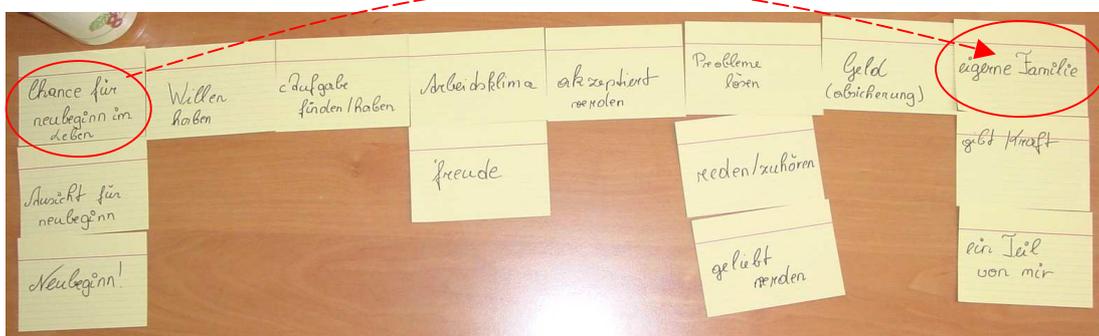


Abbildung 11: Wertekarten I2/F2

Die Wahl von Gemeinschaften, FreundInnen und dem eigenen Partner geschieht nun verständlicherweise aus anderen Gesichtspunkten. Um bei

dem Vorstellungsbild des Fallens zu bleiben: in einer vorbeirauschenden Welt braucht es Konstanten, um Halt zu finden. Diese Konstanten, egal ob Orte oder Menschen, müssen stark, verlässlich, vertrauenswürdig und beständig sein. Der Weg zurück nach oben wird mit diesem Rückhalt selbst-bewusst in Angriff genommen, am Ende steht der erfüllte Lebensplan in Form von eigener Familie und Lebensqualität.

9.1 Zur Bedeutung des Wohnortes

Die erste fixe Konstante ist der Wohnort. Für viele Frauen ist das Wohnheim der erste Halt, den sie in ihrem Fall finden. Ein Ort des Rückzugs ist wichtig, um auszuspannen, sich von den Strapazen zu erholen und um Kraft für den harten Weg nach oben zu tanken:

12/Z39: „Jo de WG is ma eigentlich wichtig, das ma si wieda ind Heh owatn kau, (...)Mjo das ma si hoit wieda, a söwa aufd Haxn stöht, und jo.“

Die Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit, drückt sich in den Zukunftsvorstellungen aus. Es herrscht durchgängig der Wunsch nach einem kleinen Häuschen in ländlicher Gegend. Geprägt ist diese Vorstellung vom Gefühl der Nähe mit den richtigen Menschen und der Ferne von unangenehmen Zuständen wie Stress und Sorgen. Das Zuhause muss Kraft und Wärme spenden. In diesem Bild erfüllt sich das Ziel nach dem „vollkommenen Stillstand des Falles“, nicht misszuverstehen mit dem Stillstand des Selbst. Der Wohnort soll zwar Rückzugsmöglichkeit und Ruhe bieten, aber ein Ausgangspunkt für die „Fühler des Wachstums“ sein. Ungehindert wachsen zu können sind auch hier die Schlagworte: Wachstum der ganzen Familie, der Kinder und des eigenen Selbst.

17/Z658: „Am Land irgendwo in einer ruhigen Gegend, wo ich dann halt in einem Schaukelstuhl vielleicht viele Bücher lesen kann oder so.“

9.2 Soziale Orte des Halts

Andere Menschen in Form von sozialen Orten des Halts machen den größten Teil der Absicherung im Leben der Frauen aus. Dies erscheint als logisch, das erläuterte Spektrum an Bedeutungen der Gemeinschaft wurde schon mehrmals mit Halt und Abdeckung von Bedürfnissen in Zusammenhang gesetzt.

9.2.1 Geliebt werden

Vom Partner aber auch von den eigenen Eltern wird mehr als von anderen Menschen erwartet, geliebt zu werden. Diese Liebe wurde in den Interviews als „akzeptiert werden“ definiert, also eine Liebe ohne Bedingungen. Im Gegensatz zur zuvor beschriebenen Gleichwertigkeit, braucht es hier nicht einmal die Basis des Teilens und des Austauschs. „Geliebt werden“ bedeutet für diese Frauen, angenommen zu werden wie sie sind, ohne Vorbedingungen, spezielle Aufgaben oder Erwartungen. Wann immer sie von den eigenen Eltern zu spüren war, wurde sie von den Frauen im Gespräch stark hervorgehoben.

I2/Z475: „Auf wos schau idn do (gern, A.d.V.) zruck....hm...jo auf mein Vottan imma, des is wirklich der anzig der mi akzeptiert hot, der wos mi a oft gnuva vo der Scheisse aussaghoit hot.“

Von den eigenen Eltern nur teilweise oder gar nicht erlebt, wird sie nun im Partner verstärkt gesucht. Die Gewissheit, keine bestimmte Erwartungshaltung erfüllen zu müssen, ist dem ungehinderten Wachstum wieder sehr zuträglich. So versichert Liebe den stärksten Rück-Halt den ein

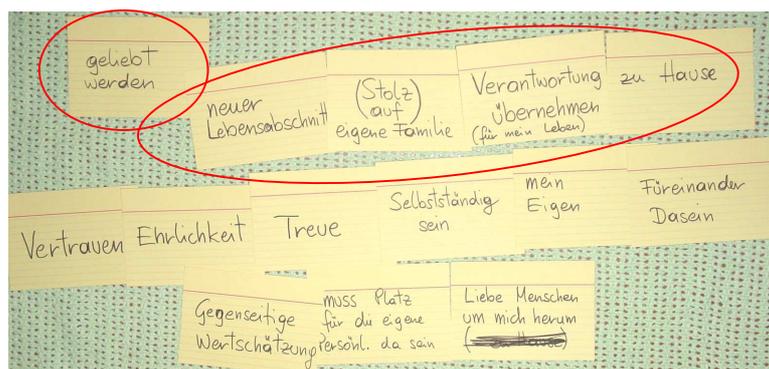


Abbildung 12:
Wertekarten
I4/F2

soziales Netz bieten kann.

Diese Interviewpartnerin legte wie auf Abbildung 12 zu sehen ist, ihre Werte in vier an Bedeutung hierarchisch abgestuften Ebenen auf, wobei die oberste Ebene nur aus dem Wert „geliebt werden“ besteht. Diese ist eng verwachsen mit der zweitwichtigsten Ebene, dem neuen und vor allem eigenen Leben, also der Verwirklichung des Selbst in der eigenen Familie. Hier drückt sich also aus, wie sehr Liebe Halt im Leben gibt, und ein ungehindertes Wachstum ermöglicht und verstärkt. Ohne Liebe, wären alle anderen Ebenen nicht denkbar. Liebe als externe Kraftquelle bewirkt, dass man sich selbst imstande fühlt, anderen Vertrauen, Treue, Wertschätzung, etc. entgegenzubringen.

9.2.2 Der Partner als Fels in der Brandung

Auf konkrete Personen in der Lebenswelt bezogen, liefert der eigene Partner den stärksten Halt im Leben. Die Frauen gaben an, dass der Mann in der Partnerbeziehung für zumindest zwei Aufgaben zuständig ist: Erstens muss er ihnen die oben beschriebene Form der Liebe entgegenbringen. Die Erwartungen an seinen Rückhalt werden in der Vorstellung, „er ist der Ruhepol“ und „wenn es mir schlecht geht, ist er da“ ausgedrückt.

Zweitens ist er der finanzielle Träger, der den Halt der ganzen Familie absichert, da die eigene Aufgabe in der Versorgung der Familie gesehen wird. Das macht ihn in mehrerer Hinsicht zum Mittelpunkt des Liebes- und Familienlebens, um den sich die Positionen aller anderen anordnen. Der Mann ist nicht nur für ihr persönliches Wachstum, sondern für das der ganzen Familie verantwortlich.

Was den Mann in der Vorstellung der Frauen zum „Fels in der Brandung“ macht, fasst dieses Interviewzitat zusammen:

17/Z725: „Also er dürfte dann halt auch nicht alles gleich persönlich nehmen und so, also er müsste dann schon ein bisschen so drüber stehen können, ja. Er müsste innerlich sehr stark sein, ja. (...) der auch vielleicht schon die Reife hat, dass er nicht gleich wegen jeder Kleinigkeit beleidigt ist, und weiß ja, dass ich mich halt leicht aufreg.“

9.2.3 Ich geb dir Halt, du gibst mir Halt

Die Erwartung, Halt werde vorwiegend von anderen Menschen vermittelt, ist für die Frauen in der Partnerschaft am höchsten. Die Überzeugung, sich gegenseitig Halt zu geben, sei einfacher als sich selbst Halt zu geben, besteht.

12/Z9: „Jo mei Freind, der wos ma jetzt eigentlich hüft vo dera gaunzn Scheisse zum wegkumma, des gleiche moch i bei eam, und irgendwie gelingt des uns dass ma uns do gegenseitig höfm.“

In Anbetracht von instabilen Partnerbeziehungen zu Männern aus dem Milieu mit eigenen, vielschichtigen Problemkonstellationen, erscheint diese Überzeugung auf den ersten Blick als Utopie. Widerspricht diese Auffassung von geteiltem Halt nicht dem Gedanken der Selbstständigkeit und der Eigenverantwortung? Ist es denn überhaupt möglich, Halt zu geben, ohne selbst ausreichend Halt zu haben?

Ein paar Denkanstöße aufgrund vorhergegangener Erkenntnisse und Querverbindungen zur Sozialarbeit sollen zur Erläuterung dieser Fragen dienen.

Der gemeinsame Austausch, eine gleichwertige Ebene und das Gefühl der Verbundenheit tragen wesentlich zu Bildung in Form von Erfahrungswissen und Alltagswissen bei. Neue Handlungsstrategien werden aufgrund dieser Wissensansammlung, im Eingebunden sein mit gleichwertigen Menschen erlernt. Wird „gegenseitig aufgepasst“, erweitern sich zudem die Möglichkeiten der Reflexion.

In der Sozialarbeit kommt die Form der gegenseitigen Vermittlung von Halt in Form von Selbsthilfegruppen vor. Mit oder ohne professionelle Anleitung sind sie ein bewährtes Mittel von „Gleichgestellten“ und gleichwertigen Personen, um Probleme zu bewältigen. Gegenseitig Halt vermitteln ist in diesem Sinne eine konkrete Bewältigungsstrategie.

In der Gemeinschaft der Frauen in Wohnheim, drückt sich diese Form der „Selbsthilfegruppe“ folgendermaßen aus:

18/Z113: „Und de Lisa (Name v.V. geändert) is a sehr wichtig, de reisst mi imma aussa, de sogt, kumm gehma fuat am Obend, nur herinnen sein is net guat. Ma muass ausse, weu do foit ma sunst de Deckn am Kopf.“

9.2.4 „Blut ist dicker als Wasser“ – Halt in der Herkunftsfamilie

Die Familienbande aus der Herkunftsfamilie werden trotz vermissten Halts und fehlender Zuwendung als stabil eingeschätzt. „Blut ist dicker als Wasser“, man fühlt sich Familienmitgliedern zu sehr verbunden, um sie ganz fallen zu lassen, oder fallen gelassen zu werden. Sollten alle andere Stützen verloren gehen, bleibt immer noch die der Familie. Familienmitglieder akzeptieren einander wie sie sind, unbedingte Liebe findet vor allem im Familienkreis statt. Jede von dort erhaltene Unterstützung wird hoch geschätzt. Wo dieses Bild der Familie als Auffangort herkommt, lässt sich aus dem Forschungsmaterial nicht vollständig erläutern, und geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Eine vielleicht unzulässige und unzureichende Erklärung ist, dass in jeder Familie, egal wie wenig Halt sie bietet, auch Momente der Geborgenheit und Sicherheit zu spüren sind. Vielleicht haben diese allerersten Momente des Halts die Erwartungshaltung geprägt, und aufgrund von unzureichender Erfüllung an jener Stelle „Entzugserscheinungen“ hinterlassen.

9.3 Halt durch Arbeit

Obwohl Arbeit in ihrer zufrieden stellenden Erfüllung ebenfalls zur Gänze von Kommunikation und Austausch abhängt, bietet sie durch eine Reihe von nicht an andere Menschen gebundenen Vorzüge einen gewissen Halt im Leben. Um die genaue Bedeutung von Arbeit verstehen zu können, müssen also mehrere Ebenen berücksichtigt werden, die mit Arbeit in Verbindung stehen. Arbeit im Sinne der Existenzsicherung bringt in erster Linie Geld. Insofern gibt bezahlte Arbeit verständlicherweise schon einen beachtlichen Halt im Leben. Ferner wirkt Arbeit in unserer Gesellschaft zu einem beträchtlichen Teil auf unser Selbst ein, tritt also identitätsstiftend auf. Wertschätzung findet auch abseits der finanziellen Ebene statt, nämlich auf der Ebene des gesellschaftlichen Status. Fehlende Wert-Schätzung durch Arbeitslosigkeit ist also direkt mit dem Verlust des Selbst-Wertes verbunden:

16/Z404: „Weil bei uns zhaus is einer der nix orbeit auch nix wert.“

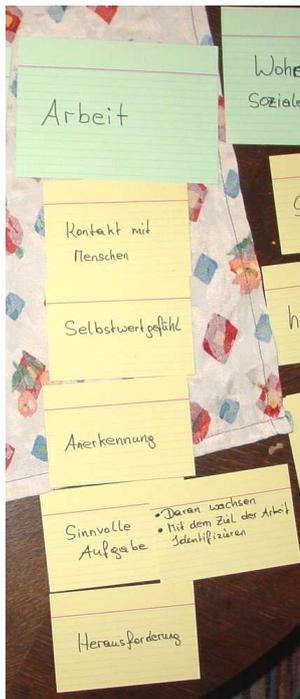


Abbildung 13: Lebenswelt- und Wertekarten I7/F1/2

Erst wenn Arbeit genug Halt bietet, erfüllt dieser Lebensbereich wieder den Anspruch des Wachstums. Arbeit, egal ob bezahlt oder unbezahlt, muss wieder Entwicklung zulassen, oder sogar fördern. Nachdem Wachstum erst in jüngster Zeit zum Thema geworden ist, erscheint es nur als einleuchtend dass Arbeit als „Selbsterfahrungsfeld“ erst jetzt an Bedeutung erlangt.

I7/Z228: „Es ist auch für mich wichtig, dass man vielleicht auch irgendwie was fürs Leben lernt bei der Arbeit, also wo man nachdenken kann und ... ja, wo man halt im Nachhinein weiß, dass man halt reifer geworden ist.“

9.4 Im Glauben ein zu Hause finden

Ausserhalb des als negativ und problembehaftet definierten Alltags, lässt sich Halt auf einer Metaebene finden. Dieser Metaebene wird die Funktion einer nächst höheren Ordnung zugeschrieben, in der dieser Alltag nur ein Teilstück darstellt. Auf diese Ordnung ist Verlass in doppelter Hinsicht. Erstens bietet sie Halt im direkten Sinne, also Halt durch konkrete Unterstützung und Hilfe von „dort oben“. Diese Metaebene wird eingebettet in bestehende Religionslehren personifiziert. So trat z.B. Jesus bei zwei Interviewpartnerinnen als Ratgeber, Beschützer, Vater und Samariter zugleich auf.

I1/Z746: „Dass ich Jesus nicht loslassen hab. Ich mein ich bin da her kommen mitn Rucksack (..) da hab ich nicht mal ein Gwand ghabt oder so, ja, ausser das was ich grad anghabt hab(...) Und dass er (Jesus, A.d.V.) das dann eben so gregelt hat, dass ich hier bleibm hab dürfen und dass dann grad ein Bett noch frei war (..) und ich hab dann halt auch nachher auch Fehler gmacht aber das er mir die halt vergebm hat, dass er mir Kraft dazu gebm hat.“

Jedes Ereignis wird also als Fügung einer Person aus der höheren Ordnung zugeschrieben. Um diese Kraft spendende Quelle für sich nutzen zu können, ist ein konkreter, personifizierter Bezugspunkt eine hilfreiche Vorstellung.

Dieser personifizierte Glaube ist nicht nur Ausgleich zu spärlich vorhandenem Rückhalt im Umfeld der Frauen. Er bildet den Mittelpunkt der eigenen Welt, formt also das eigene Selbstverständnis mit.

Im Bezug auf die zuvor

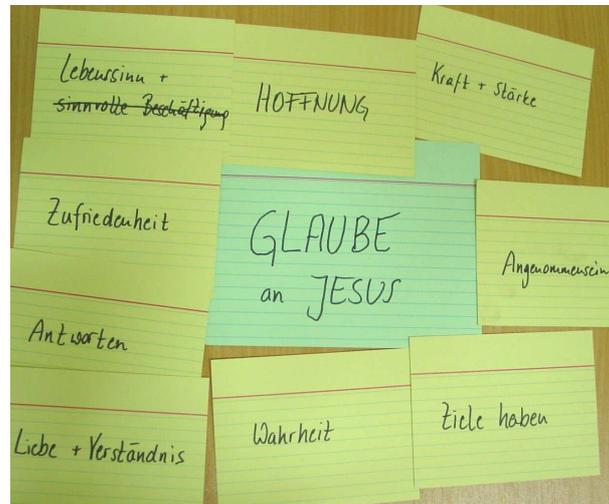


Abbildung 14: Lebenswelt- und Wertekarten I6/F3

beschriebene Gleichwertigkeit von Personen in einer

Gemeinschaft lässt sich sagen, dass Jesus für diese Frauen alle Kriterien eines „gleichwertigen Menschen“ erfüllt. Der Wert „geliebt werden“, also sich angenommen fühlen, wird ist für sie auf dieser Metaebene erfahrbar. Diese Bande sind stabil, von Jesus fallen gelassen zu werden ist nicht möglich, seine Liebe hat keine Bedingungen. So bildet dieser imaginäre soziale Ort des Halts ein Zuhause.

Um sich auf dieser Metaebene zu bewegen, ist es erforderlich die gewohnte Alltagsebene ein Stück weit zu verlassen. Dieses „Heraussteigen“ aus einem zu eng werdenden Zustand, und das Weiten des Blicks erinnert wieder an Spaß als Wert, dem die gleiche Funktion zugeordnet wurde.

10 Copingstrategien – Strategien des Gelingens

Zur Bewältigung des Alltags braucht es jedoch wesentlich mehr als Halt. Konkrete Strategien zum Abbau von psychischem Stress und zur Erhaltung der Kraftreserven werden dafür benötigt.

In den Versuchen der Frauen, Halt zu finden, verbergen sich schon zum Teil solche aktiven Bewältigungsstrategien. Haltsuche als Überbegriff ist bereits eine Bewältigungsstrategie an sich. Zusätzlich zur Suche nach Halt gaben die Frauen aber noch weitere Strategien zur Bewältigung des Alltags an. Die Differenzierung zwischen Haltfindungsstrategien und Bewältigungsstrategien in Problemlagen ist nicht immer klar zu ziehen. In diesem Sinne sind Spaß, Gemeinschaft, Glaube usw. haltvermittelnde Werte und Copingstrategien zugleich.

Je nach Persönlichkeitsstruktur und konkretem Lebensplan benutzen sie körperliche, mentale, soziale oder metaphysische Wege der Bewältigung. Im Vergleich zu den in der Literatur beschriebenen Verhaltensmustern und Negativspiralen, bieten sie einen bestechenden Gegenpol.

10.1 Die Intelligenz des Körpers

Die Tatsache, dass Frauen im jungen Erwachsenenalter in der Blütezeit ihres Lebens stehen, wirkt sich auf die Bandbreite der Bewältigungsstrategien aus.



Abbildung 15: Lebenswelt- und Wertekarten
18/F3

Die Verarbeitung von Problemen durch Bewegung und Sport bringt Entspannung, Erholung und Wohlbefinden. Durch den von Scharinger (siehe Kapitel 5.3.3) beschriebenen schlechten körperlichen Zustand von obdachlosen Frauen, ist anzunehmen, dass diese

Copingstrategie vorwiegend auf jüngere Frauen zutrifft. Sportliche Ertüchtigung wird nicht nur als Hobby angesehen, sondern auch gezielt als Ventil eingesetzt.

Die Art der Betätigung, z.B. Tanzen, Laufen, etc. ist nicht neu. Schon früher hatten diese Frauen sportliche Vorlieben, jedoch aus Motiven wie Spaß an der Gemeinschaft oder Teamgeist, also mit anderen Personen geteilten Aktivitäten. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich um Strategien der Selbst- und Fremderfahrung aus dem Jugendalter handelt. Der Körper hat daraus gelernt, und setzt sie nun, manchmal ohne bewusste Entscheidung in heilungsfördernde Methoden um.

10.2 Mit einem Ziel vor Augen, kann nichts mehr schief gehen – Die Fantasie als Strategie

Die Übernahme von Verantwortung und das Erwachen einer neuen Identität bringt als positive Begleiterscheinung auch die „Strategie der Ziel-Fantasie“ mit sich. Ziele oder der Wille, etwas zu erreichen, hatten in der Vergangenheit dieser Frauen nur einen geringen Stellenwert. Durch beginnende Lebensplanung werden Ziele zusehends wichtiger, und erhalten Anziehungs- und Antriebskraft. Ein Bewusstsein für die Notwendigkeit von Zielen ist vorhanden, Ziele verleihen dem Leben Sinn und erfüllen mit Stolz. Stolz ist ein Gefühl, das Kraft zum Kämpfen verleiht.

14/Z568: „Die meisten sagen ja, Schwarz und Weiß das geht nicht, ja? Ich wär stolz das ich das wirklich geschafft hätt, ja? Mit ihm, ja? Eine Beziehung mit einem Schwarzen, ja? Weil er hat ja doch eine andre Mentalität, also auf das wär ich stolz. (...) dass ich das wirklich mit ihm in der schweren Zeit so, so lang geschafft hab und wirklich, das das so eine feste Bindung zwischen uns is und dann kann ich in mein Sarg in Ruhe (lacht).“

Diese Bewältigungsfantasien sind aktive Strategie des Gelingens. Das Wunschbild vor Augen gibt Kraft und bietet durch seine Funktion als Wegweiser und Landkarte Halt im Leben. Je konkreter und bewusster dabei

die eigenen Werte wahrgenommen werden, desto zielgerichteter wirkt die verliehene Kraft.

In Anbetracht der durchgängig komplexen und problembeladenen Lebenssituationen wäre es nicht möglich den Willen ohne konkrete Ziele aufzubringen. Sind Ziel und Wille erst einmal vorhanden, trägt dies wesentlich zur positiven Grundhaltung im Leben bei, die wiederum Basis und Halt im Leben bietet. Hier lässt sich definitiv erkennen, dass neben den von Festmann beschriebenen Negativspiralen auch natürliche, ureigene Positivspiralen vorhanden sind. Zudem können diese Verhaltensmuster des Gelingens als Kontrapunkt zu den Verhaltensmustern des Scheiterns nach Hesse-Lorenz und Moog gesehen werden.

10.3 Die Kraft aus der Mitte

Gezielt positives Denken erleichtert das Leben, gibt Kraft und relativiert Situationen. „Das Leben zu genießen ist einfacher als es nicht zu tun.“ Woher kommt diese, bei obdachlosen Frauen unerwartet angetroffene Überzeugung? Der Schlüssel liegt in diesem Zitat:

17/Z452: „Ich hab wirklich so ziemlich alles was man so erleben kann erlebt, ja? Vom Positiven und vom Negativen, ja? Und ich seh auch das Negative ganz positiv und so, im Nachhinein. Denk mir, des is alles, meine Mutter hat immer gsagt, was einen net umbringt macht einen nur noch stärker. Des stimmt auch, ja? Das kann einen nur Kraft geben im Nachhinein. Man reift dadurch, ja?“

Das Sammeln von prägenden Erfahrungen in einem kurzen und vor allem verfrühten Zeitraum ihres Lebens, zwingt diese Frauen früher als andere Menschen mit diesen Erfahrungen umgehen zu lernen. Glückt dieses „Mit-sich-ins-Reine-Kommen“ entsteht ein Gefühl der Zufriedenheit, Ausgeglichenheit und des inneren Wachstums. Die Grenzen des eigenen Seins und des Tuns werden akzeptiert und in den Lebensplan integriert. Der Friede mit gescheiterten Anteilen wird geschlossen. Durch das Festigen der eigenen Mitte kann von dort Kraft geschöpft werden.

10.4 Freizeit ist Freiheit

Das Leben im Wohnheim, die Sorgen betreffend Herkunfts- und eigener Familie, die ständige finanzielle Unsicherheit, werden von den Frauen als Alltag definiert. Diesem negativ besetzten Alltag gilt es durch verschiedenste Strategien wie z.B. gemeinsames Ausgehen, Sport, Glaubensrunden, etc. entfliehen zu können, wenn „einem die Decke auf den Kopf fällt“. Zwei Komponenten müssen dabei immer erfüllt werden: Das aktive Ausleben eines Interesses und der Halt in einer Gemeinschaft. Dabei wird auch auf die metaphysische Ebene ausgewichen, um sich von der Alltagswelt entfernen zu können.



Abbildung 16: Lebenswelt- und Wertekarten I1/F1

Diese abgebildeten, aller im Moment wesentlichen Lebensbereiche einer Frau, zeigen ausschließlich Strategien der Alltagsbewältigung. Der Glaube an Jesus, hier in der Gemeinschaft erlebt, gibt nicht nur Halt, sondern stellt auch die konkrete Bewältigung des Alltags dar. Um dem Alltag entfliehen zu können, ist es wichtig, eben nicht die alltäglichen Probleme selbst zum Thema zu machen, sondern sich von ihnen zu entfernen bzw. abzuheben. Sie versuchen somit selbst einen Gegenpol zum sonst problembeladenen Leben zu schaffen.

10.5 Auf der Suche nach Sicherheit, Geborgenheit und Liebe

Bei der Erfüllung der Bedürfnisse von Liebe und Geborgenheit wird auf mehrere Personen ausgewichen bzw. zurückgegriffen. Die interviewten Frauen zeigten im Allgemeinen eine hohe Akzeptanz von nicht zu ändernden Verhältnissen in ihrer Lebenswelt. So bieten beispielsweise ArbeitskollegInnen ein Umfeld der Familie, Freundinnen den Ersatz für Geborgenheit in der Beziehung, oder der Partner Ersatz für die vermisste Liebe der Eltern.

Die Erwartungen an die Herkunftsfamilie Liebe und Geborgenheit zu erfahren wurden enttäuscht. Im Versuch diese Bedürfnisse zu decken wird auf die Partnerschaft ausgewichen. Erneute Enttäuschungen führen nicht zu völligem Rückzug, sondern zur stetigen Verbreiterung dieser „Inseln des Halts“. Dieses Zitat einer Interviewpartnerin beschreibt diese Verbreiterung zusammenfassend:

17/Z148: „Und ich ah möchte mich halt einfach so ah in Zukunft ah, ja den Halt und die Unterstützung von Freundinnen halt versichern (...) Freundinnen sind für mich auch so ein bisschen ein Ersatz, ah so dass ma sich geborgen fühlen kann und so, und, das was ich eigentlich in einem Partner gesucht hab, aber wenn das in die Brüche geht bricht die ganze Welt zusammen. Wemma Freundinnen hat, dann hat ma doch irgendwie a Stütze, ja?“

11 Die Familie als Lebensplan – “The long way home”

Das oberste Ziel der interviewten Frauen war ausnahmslos das Gründen einer eigenen Familie. Die Verwirklichung des Selbst und die vollkommene Einbindung in eine Gemeinschaft vereinen sich im Wunsch nach einer eigenen Familie. Der Wunsch als Ziel wurde z.B. in der Beschreibung „zufrieden alt werden können“ ausgedrückt.

Familie ist Lebensplan im doppelten Wortsinn: Das Ziel erfordert eine gute Planung. Strategien werden entwickelt, dieses Ziel zu erreichen. Der Lebensplan ist zusätzlich dazu eine innere Landkarte, nach der navigiert wird. Diese Landkarte zeigt wichtige Strassen und Kreuzungspunkte, die es zu passieren gilt (finanzielle Absicherung, den richtigen Mann als Vater der Kinder, usw.).

Der Wunsch nach einer eigenen Familie war in allen Frauen vorhanden und zeigte sich als der einzig existierende. Wieder bildlich formuliert ist folgender Vergleich zulässig: Alle Frauen besitzen dieselbe Landkarte der Familie. Manchen ist es wichtiger als anderen, ihr Ziel so schnell als möglich zu erreichen. Sie nehmen die „direktesten Strassen“ und versuchen, wann immer es möglich ist, auch „Abkürzungen“ zu nehmen. Diese Taktik ist besonders Frauen zu Eigen welche bereits fremduntergebrachte Kinder haben und darunter sehr leiden. Voreilige Entscheidungen zur Partnerwahl können beispielsweise als solche „Abkürzungen“ genannt werden. Andere wieder lassen sich am Weg dorthin Zeit, genießen „Seitenwege“ und das Entdecken von Überraschungen. Diesen Frauen ist das rasche Erreichen des Zieles nicht das Wesentlichste, dennoch wählen sie als Zielpunkt die Familie, und gehen stetig darauf zu.

In der Vergangenheit dieser Frauen ist keine eindeutige Tendenz zum Familienwunsch erkennbar. Sie hatten früher unterschiedlichste Vorstellungen von ihrer Zukunft gehabt. Warum sich trotzdem der Plan der eigenen Familie durchgesetzt hat, versucht dieses Kapitel zu erläutern.

11.1 Das Konzept Familie

Familie ist die Form des Daseins, in der sich für die Befragten die Ansprüche der Unabhängigkeit und der Zugehörigkeit vereinen. Unabhängigkeit, weil sie sich auf jeglichen Halt von außerhalb des Familiensystems nicht mehr angewiesen fühlen, und Zugehörigkeit, weil Familie in ihrer Vorstellung alle Kriterien eines gegliückten Gemeinschaftslebens erfüllt. So können sie autonom werden, autonom in der Entscheidung, eingebunden sein zu wollen, aber die Möglichkeit zu behalten, mitzuentcheiden und mitzugestalten.

11.1.1 Das Eigene

Was die Familie für diese Frauen so erstrebenswert macht, ist die Tatsache, dass sie „ihnen gehört“. Familie muss mit niemanden von außerhalb geteilt werden, sie ist ein „Besitz“, dessen Besitzern ein natürliches, unanfechtbares Recht zugesprochen wird.

I4/Z321: „Und dass es auch mein Kind is, is so schön, mein eigenes Kind. Es is meines, ja? Meines und das von meinem Freund. Mein Eigen, ja?“

Das eigene Kind, das eigene Heim, wo nur sie „walten und schalten“ können, ist die Erfüllung des Selbst, die angestrebte Verantwortung, der Lebensbereich über den sie sich wahrnehmen und auch wahrgenommen werden wollen. In anderen Worten ausgedrückt, versuchen sich diese Frauen mithilfe einer Familie eine Existenz aufzubauen. Dieses „bauen“ macht stolz auf die eigene Leistung. Dementsprechend hart ist es für diese Mütter, wenn ihnen ihre Kinder weggenommen werden. Nicht nur die Bande von Mutter zu Kind werden somit durchtrennt. Die ganze bisherige Arbeit am Aufbau einer eigenen Existenz wird mit einem Schlag zunichte gemacht.

11.1.2 Familie ist dort, wo man zu Hause ist

Bei näherer Beschreibung der gelingenden Familie, nannten die Frauen wieder Eigenschaften wie Gemeinschaft, gut funktionierende Kommunikation untereinander auf enger Vertrauensbasis, das Gefühl von Geborgenheit, Halt

und Wärme. Bei eingehender Betrachtung war eine direkte Verbindung zwischen fehlendem Halt in der Herkunftsfamilie und dem Wunsch, Halt in der eigenen Familie zu finden, nachweisbar:

I2/Z254: „Weu i wü wirkli nix, i wü mei eigene Familie nur mehr. I wü vo meine Ötan a nix mehr hean und daun kau, vielleicht find i doch a an Hoit daun amoi in meina eigenen Famülie. Des is eigentlich der Sinn und Zweck do, na?“

Aus der Kombination von Bedürfnis nach Halt, Zugehörigkeit und Wärme, und dem Anspruch des „Eigenen“ entsteht eine Definition für den Begriff „zu Hause“. Die eigene Familie ist also das gewünschte Zuhause, das in dieser Form nie existiert hat. In diesem Sinne erscheint es so, als wollten diese Frauen „endlich zu Hause ankommen“. Bezieht man den Umstand der Obdachlosigkeit mit ein, erhält der Begriff „zu Hause“ seinen nötigen Gegenpol. Obdachlosigkeit macht die Vision eines eigenen Heims für diese Frauen für Außenstehende erst begreiflich, und ist ergänzende Erklärung für die Familie als einzigen Lebensplan.

11.1.3 Sich aufopfern macht stolz

Einzig für den Traum einer gelungenen Familie nehmen diese Frauen Abstriche in Kauf. Sie verzichten auf eine vom Mann unabhängige finanzielle Absicherung und auf Freiheiten in Freizeit- und Interessensbereichen. Dies verdeutlicht wie wichtig Familie als Ziel ist und wie sehr darauf hingearbeitet wird. Warum aber hat Aufopferung für die Familie für diese Frauen einen solch erfüllenden und wünschenswerten Charakter?

Offensichtlich macht es sie stolz, ihren Beitrag zum Gedeihen der Familie leisten zu können. Für sie sind dies Zeichen des Zusammenhalts und der Liebe. Darin verbirgt sich auch der Wunsch, ein ausgeglichenes Verhältnis von Geben und Nehmen herzustellen. Diese Frauen verlangen nicht nur ausreichend Halt im Leben, sondern wollen selbst im Stande sein, Halt zu geben. Sie tun dies mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln der Liebe und Arbeit, auch wenn es den Verlust von Freiheiten nach sich zieht.

I1/Z610: „Weil ich mein, meine Eltern waren auch nicht verheiratet und da bin eben ich draus entstanden, ja, und das will ich halt meinen

Kindern nicht so antun (...) Gscheiter fürs Kind wemma verheiratet ist, ja“

Halt zu haben stabilisiert und ist lebensnotwendig. Diese Notwendigkeit sehen sie für sie selbst genauso wie für die eigene Familie. Aber gebraucht zu werden schafft darüber hinaus Gleichwertigkeit, verleiht Sinn und macht deshalb stolz.

11.1.4 Der gewisse Standard

17/Z647: „Also für mich ist jetzt amal wichtig das ich an gewissen Lebensstandard hab, also ich wünsch mir halt ein kleines Haus mit Garten. Ja und eine Familie, also einen Mann und zwei Kinder.“

„Der gewisse Standard“ wurde in den Interviews immer wieder mit dem sprichwörtlichen „Traum vom kleinen Glück“ in Zusammenhang gesetzt. Die Ehe als automatisch nächster Schritt wird genauso vorausgesetzt, wie z.B. „einmal pro Jahr auf Urlaub fliegen können“. Auf die Frage, warum sich unter den Frauen keine anderen Lebenspläne finden lassen, bietet sich hier diese Antwort an: Der „Traum vom kleinen Glück“ wird von den Frauen als allgemeingültiger Mindeststandard für die Ausgestaltung des eigenen Lebens vorausgesetzt. Die Annahme, die Definition des „gewissen Standards“ sei für alle gleich, zeigt eine Übernahme dieser Vorstellung aus ihrer Umwelt. Der Lebensplan der Familie wurde von den Frauen als allgemeingültiger und einzig existierender übernommen. Alle anderen Lebenspläne befinden sich jenseits dieses gewissen Standards. Alternativen werden nicht in Betracht gezogen, da zuwenig Wissen und Vorstellung darüber vorhanden sind.

11.2 Erfüllung in der Mutterrolle – Selbstverwirklichung in den eigenen Kindern

Mutter zu sein war für alle interviewten Frauen ein wünschenswerter Gedanke. „Dem Kind Liebe geben“ war sowohl bei denen, die bereits Kinder hatten, als auch bei denen ohne Kinder das ausschlaggebende Bedürfnis zum Kinderwunsch. In der Rolle als Mutter streben sie eine fürsorgliche und

verständnisvolle Form der Erziehung an, wertvolles Erfahrungswissen soll den eigenen Kindern mit auf den Weg gegeben werden.

In diesen Wünschen drücken sich die eigenen unerfüllten Erwartungen an die Herkunftsfamilie aus. In der Rolle der Mutter versuchen diese Frauen, bei den eigenen Kindern diese Defizite aufzuholen.

11.2.1 Es besser machen als die Eltern

Sind ihre Kinder stolz auf sie als Mütter, können sie stolz auf sich selbst sein. Ein wesentlicher Teil der Selbstverwirklichung durch „Problemlösung in anderen Personen“ ist, die Erziehung besser zu machen als die eigenen Eltern.

17/714: „Also, weil ich mir ganz einfach denke, das ich schon dass besser machen könnte, dass ich schon eine gute Mutter sein würde, und das vielleicht irgendwie, also ich bin jetzt nicht grad in einer harmonischen Familie aufgewachsen, dass ich das doch schaffen kann.“

Das heißt, Selbstverwirklichung findet mit vertauschten Rollen statt. Die Rolle der eigenen Mutter wird eingenommen, um vermissten Rückhalt auszugleichen. Durch Projektionen werden eigene Bedürfnisse auf die Kinder übertragen, um sie dadurch zu decken. Das eigene Wachstum, welches in der Kindheit behindert wurde, soll nun durch vermittelte Liebe und Rückhalt den eigenen Kindern ermöglicht werden. Die Bewältigung des eigenen Schmerzes ist gleichsam die Bewältigung und somit das Gelingen des Lebens.

11.2.2 Spuren hinterlassen – das Eingebunden sein mit der Welt

Der Wunsch nach Selbstverwirklichung im eigenen Kind zieht seine Kreise noch weiter als bis zum Aufholen der eigenen Defizite. Die Frauen wollen eine Positivspirale in Gang bringen, die sich nach ihrem Ableben weiterzieht. Sie wollen etwas im Leben anderer bewirken, ihre Spuren hinterlassen.

17/710: „Das ist ja schon auch ein faszinierender Gedanke, ich mein jeder wird amal sterben, dass ma einfach auf der Welt etwas zurücklasst von einem.“

I2/Z537: „Jo waun vielleicht mei Klane amoi a Familie gründet, das sies daun so mocht wie i, oda vielleicht sogoa nu besa.“

Spuren zu hinterlassen bedeutet, mit anderen verbunden zu sein. Leben diese Spuren in anderen Menschen nach dem eigenen Tode weiter, bedeutet dies letztendlich vollkommene Eingebundenheit in den Kreislauf des Lebens. Mit dem Werkzeug der Liebe und dem positivem Einwirken auf andere Menschen soll Unsterblichkeit durch ewige Einbindung erreicht werden.

12 Conclusio des Gelingens

Zur Untersuchung der gelingenden Anteile im Leben von jungen obdachlosen Frauen bot das Modell des Gelingens eine hilfreiche Anleitung und Begrenzungsmöglichkeit der Thematik. Die Wechselwirkung der Triangelaspekte „Werte“, „Wünsche“ und „Glück empfinden“ haben sich als Positivspiralen zu erkennen gegeben. Dabei ist es unwesentlich, von welchem Teilaspekt zuerst ausgegangen wird. Werte, Wünsche und Glück prägen das Ziel. Ziele wiederum geben die nötige Motivation zur Selbstinitiative. Diese ans Licht beförderten Positivspiralen können in der Sozialarbeit gezielt als Ressourcen und Antriebskraft genutzt werden. Sowohl ein Gesamtbild der momentan als gelungen bezeichneten Situation, als auch die Entwicklung von Wünschen, Werten und Bedürfnissen im gesamten Lebensplan der Zielgruppe ließ sich erkennen.

12.1 Der Lebensplan: Ein Überblick über Ursprung, Veränderung und Ziel

Von den Frauen selbst wurde zum besseren Verständnis ihrer Bedürfnisse und Werte die misslungene Sicht zur Abgrenzung und Definition des Gelingens herangezogen. Die Erkenntnis daraus besagt, dass um die Lebenssituation von KlientInnen ganzheitlich einschätzen zu können, die gelingende von der misslingenden Sichtweise nicht ganz zu trennen ist, aber von ihnen selbst in Zusammenhang gesetzt werden muss. Der moralische Auftrag zu Beginn der Arbeit, Menschen durch ihre eigene Sicht des Gelingens Wertschätzung entgegenzubringen, wird hier durch die Notwendigkeit und den Nutzen für die Sozialarbeit unterstrichen.

Auf die anfangs gestellte Forschungsfrage und ihre Teilfragen wurde bereits im Ergebnisteil der Untersuchung ausführlich eingegangen. Hier noch einmal verkürzt formuliert, bedeutet ein gelungenes Leben für junge wohnungslose Frauen, das Finden eines Zuhauses. Dessen Bedeutung und Ausgestaltung

steht in direktem Zusammenhang mit fehlendem Rückhalt in der Herkunftsfamilie. Deshalb ist die Form dieses Zuhauses die Familie, und in der Bewältigung und Verwirklichung einer eigenen Familie liegt die Überwindung des Schmerzes. Dies erklärt, warum sich Familie als einziger vorhandener Lebensplan finden ließ.

Der Lebensplan der Familie erwachte erst mit Entwicklung des eigenen Selbst-bewusstseins. Aufgrund fehlenden Rückhalts in der Herkunftsfamilie befanden sich diese Frauen als Jugendliche im „Fall“. Mit der Übernahme von Eigenverantwortung, wurde der bisherige „Fall“ abgebremst. Von Außenstehenden wird dieser Plan der Familie als zumeist unrealisierbar und als das Festigen von Negativspiralen einschätzt. Diese jungen Frauen von ihrem Plan der Familiengründung abbringen zu wollen ist, schlichtweg nicht möglich, war er doch die zugrunde liegende Motivation den „Fall“ zu bremsen. Der Lebensplan der Familie war und ist die einzige Alternative zum „Fall“.

Dementsprechend verändert zeigen sich ihre Werte und Wünsche. Waren früher alle Wünsche auf die Erfüllung des Momentes ausgerichtet, so erlangen jetzt stabilisierende, einbindende und bewahrende Werte im Leben an Bedeutung. Die eigene Familie als Ziel ist das Grundbedürfnis und ist somit richtungweisend für alle Teilwerte und -wünsche. Die Familie ist Motivation, diesen „harten Weg nach oben“ in Angriff zu nehmen.

Die momentane Lebenssituation dieser Frauen ist vor allem von dem Bedürfnis und der Suche nach Halt geprägt. Ihre Bewältigungsstrategien und ihre Absicherung durch Halt sind die nötige „Ausrüstung“ für den Weg zum Ziel der Familie. Ihre Werte agieren gleichsam als Kompass, sie stellen die Qualitätssicherung der Familie als Ziel dar. Das Wohnheim als erster Schritt aus der Obdachlosigkeit bietet ihnen einen Ort der Erholung und der genauen Zielplanung.

Der Weg selbst ist Teil des Zieles, diese Frauen streben nach ungehindertem Wachstum mithilfe ihrer „Ausrüstung“. In dieser Phase werden viele Arten der Gemeinschaft zur Einbindung mit anderen zur eigenen Stabilisierung genützt,

und das Wachstum unterstützt. Die Verwirklichung des Selbst findet im Wachstum in der Gemeinschaft, und später im Wachstum in der Familie statt.

12.2 TUMA¹² – Die Lebenszelle des Selbst

Die Entdeckung des Selbst löst bei diesen Frauen eine Reihe von davor nicht da gewesenen Wünschen und Werten aus. Sie alle sind von dem Bedürfnis und dem innigen Wunsch, eingebunden zu sein, geprägt. Menschen, die Frauen selbst und persönlich Nahestehende, befinden im Mittelpunkt ihres Interesses. Zur ausführlichen Erläuterung der Ergebnisse über die gelungene Momentansituation dieser Frauen wurde hierfür das Modell „Tuma“ entwickelt.



Abbildung 17: TUMA - Zellenmodell zur Erläuterung der Interviewergebnisse mit jungen obdachlosen Frauen, Dirnberger 2005

¹² Finnisch: Zellkern

Eine Zelle ist ohne Einbindung in ein System nicht lebensfähig. TUMA, die Zelle des Selbst ist ohne Einbindung mit anderen Menschen „haltlos“. Je mehr soziale „Stützpunkte“ angrenzend vorhanden sind, desto stärker ist der momentane Halt im Leben. Einbindung bedeutet aber mehr als dem Fall entgegenzuwirken. Diese Frauen lernen mit anderen und durch andere, sie eignen sich Wissen durch Selbst- und Fremderfahrung auf diese Weise an. Das eigene Wachstum wird erst durch die Einbindung zu anderen Zellen ermöglicht. Sie lernen am Beispiel und suchen sich „Mentoren“ aus umliegenden Zellen. Durch sprachliche Kommunikation steht das Selbst mit anderen Zellen in Verbindung.

Zusätzlich lassen sich diese sechs „Nachbarzellen“ in eine außerfamiliäre und eine innerfamiliäre Gruppierung teilen. Die innerfamiliäre Gruppierung hat wie zuvor schon beschrieben mit der Familie als Lebensplan zu tun. Dieser wird, getrennt von anderen Gemeinschaftsformen, von den Frauen die Bedeutung des „Eigenen“ beigemessen.

Die außerfamiliäre Gruppierung ist wichtig für das innere Wachstum der Frauen. Diese Gemeinschaftsformen können und werden bei Bedarf von ihnen gewechselt. Defizite aus der Vergangenheit werden zum Teil hier bewältigt. Die Untersuchung bestätigt die Literatur darin, dass für die Entwicklung der Frauen in jungem Alter solidarische Aufgaben und Eingebundenheit für die Ich-Identität förderlich sind, sie ausreifen lassen und fehlende Entwicklungsschritte kompensieren lassen. Kommunikation als Ebene und Art des Lernens bewirkt, dass diese Frauen von Erfahrungen in der Gemeinschaft profitieren.

Der Zellkern besteht aus dem Selbst. Das Selbst ist das neu entwickelte Selbstbewusstsein, die Unabhängigkeit im Gedanken, die übernommene Eigenverantwortung. Dieses Selbst ist neu, in dieser Form existiert es seit Eintritt in die bewusst erlebte Phase des jungen Erwachsenenalters. Das Selbst hat ein klares Ziel, die Familie, es hat den Willen daran zu arbeiten und hat eine genaue Vorstellung von der Ausgestaltung dieses Traumes. Dieser Kern definiert und gestaltet alle anderen Teilstücke der Zelle. Für die soziale Arbeit bedeutet dies, dass die Einbindung in Gruppen zwar der Entwicklung

dieser Frauen zuträglich ist, aber sie selbst die Entscheidung treffen wollen, welcher Gemeinschaft sie angehören und wie sie davon profitieren können.

Dieses Selbst ist eingebettet in seine interpersonellen Ressourcen der eigenen Werte und der eigenen Copingstrategien. Im Zellinnenraum können sie als eine Art „nährendes Wasser“, ähnlich einem Fruchtwasser für den Zellkern des Selbst verstanden werden. Die Strategien finden auf körperlicher, mentaler und metaphysischer Ebene statt. Sie sind nötig, um den problembehafteten Alltag bewältigen zu können. Diese interpersonellen Strategien wirken gleichsam als „reinigender Filter“ zum Abbau von psychischem Stress. Ein Erweitern oder Wiederbeleben von interpersonellen Strategien ist Vorbedingung zur Gesundheit des Selbst.

Die Werte sind in der Metapher der Zelle als „Nährstoffe“ zu verstehen. Sie machen das Leben lebenswert. Für die Frauen waren vor allem Werte konstruktiver Umgangsformen in der Gemeinschaft, Spaß, der Anspruch des „Schönen“ und Sinngabung von Bedeutung. Werte legen die Kriterien der wechselseitigen Kommunikation fest. Dem Werteanspruch nachzukommen wirkt auf den Selbstwert der Frauen ein. Werden also konkret Spaß, Zusammenhalt, Kommunikation, usw. gefördert, bekräftigt dies ihre Persönlichkeit.

12.3 Schlussworte

Das Schöne, das Wertvolle, das Wünschenswerte – kurz das Gelingende im Leben ist das, was uns Motivation zur Veränderung gibt. Diese Idee hat auf der Spurensuche nach interpersonellen Ressourcen von jungen, obdachlosen Frauen zu profunden Erkenntnissen geführt. Die Wahrnehmung des Selbst in seinen gelingenden Anteilen ist nicht nur notwendig um Ganzheitlichkeit des Menschen herzustellen. Nur das Gelingen selbst kann uns Antrieb geben und Halt sein. Diese jungen Frauen nannten nicht das Scheitern in der Herkunftsfamilie oder in Beziehungen als Antriebskraft, sondern den Traum von funktionierenden, gelingenden Beziehungen zu anderen Menschen. Die Vorstellung eines gelungenen Zustandes gibt uns Hoffnung und Hoffnung verleiht Stärke und Mut.

Die Anerkennung und Wertschätzung von Entwicklungsschritten, wirken sie für Außenstehende auch unbedeutend, ist in der Arbeit mit KlientInnen eine Grundregel der Motivation. Eingehend betrachtet bedeutet dies, dass es zuerst Motivation braucht, bevor es überhaupt zur Veränderung kommen kann. Echte Motivation und somit auch echte Wertschätzung kann also nur stattfinden, wird die fremde Wahrnehmung gelingender Anteile von SozialarbeiterInnen ebenfalls wahrgenommen, akzeptiert und respektiert.

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

BAWO FRAUENARBEITSKREIS DER WIENER WOHNUNGSLOSENHILFE (2003): Frauengerechte Qualitätsstandards, Wien

BERGER, Peter L. / LUCKMANN, Thomas (1980): Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, übernimmt unverändert die fünfte Auflage von 1977, Frankfurt am Main

BUDDE, Wolfgang / FRÜCHTEL, Frank / LOFERER, Andrea (2004): Auf der Suche nach Ressourcen. Ressourcencheck, in: Sozialmagazin 29 Jg. 6/2004, Weinheim, S.14 – 26

CORNELIBEN, Waltraud / GILLE, Martina / KNOTHE, Holger u.a. (2002): Junge Frauen – junge Männer. Daten zu Lebensführung und Chancengleichheit. Eine sekundäranalytische Auswertung, DJI-Reihe *Gender*, Band 12, Opladen

DER GROSSE BROCKHAUS (1981), 11. Band STAD-VEJ, 18. völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden

DEWE, Bernd (1998): Lebenswelt – Eine Orientierung für Sozialarbeit, in: PANTUCEK, Peter / VYSLOUZIL, Monika (Hrsg): Theorie und Praxis Lebenswelt-orientierter Sozialarbeit. Sozaktiv e.V., St. Pölten, S. 13 – 27

ENDERS-DRAGÄSSER, Uta u. a. (2000): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungshilfe für Frauen, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 186, Stuttgart; Berlin; Köln

ERIKSON, Erik H. (1980): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, 6. Auflage, Frankfurt am Main

FROSCHAUER, Ulrike / LUEGER, Manfred (1992): Das qualitative Interview. Zur Analyse sozialer Systeme, Wien

GEIGER, Manfred / STEINERT, Erika (1997): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfsangebote, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 124, 3. Auflage, Stuttgart; Berlin; Köln

GEISER, Kaspar (2004): Problem- und Ressourcenanalyse in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in die Systemische Denkfigur und ihre Anwendung, 2. überarbeitete Auflage, HSA Hochschule für Soziale Arbeit Luzern

GRUNWALD, Klaus / THIERSCH, Hans (Hrsg.) (2004): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, Weinheim und München, S. 69 – 85

GRUNWALD, Klaus / THIERSCH (2001): Lebensweltorientierung, in: OTTO, Hans-Uwe / THIERSCH, Hans (Hrsg.): Handbuch „Sozialarbeit Sozialpädagogik“, 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Luchterhand, S. 1136 – 1148

HANSBAUER, Peter (1998) Eine Hinführung zur Straßenkinderproblematik, in: HANSBAUER, Peter (Hrsg.) (1998): Kinder und Jugendliche auf der Strasse. Analysen, Strategien, Lösungsansätze, Münster, S. 28 - 49

HANSBAUER, Peter (Hrsg.) (1998): Kinder und Jugendliche auf der Straße. Analysen, Strategien, Lösungsansätze, Münster

HESSE-LORENZ, Helma / MOOG, Renate (1996): Wohnungslosigkeit bei Frauen ist unsichtbar, in: INSTITUT FÜR KOMMUNALE PSYCHIATRIE (Hrsg.) (1996): Auf die Strasse entlassen. Obdachlos und psychisch krank, Bonn, S. 117 – 132

INSTITUT FÜR KOMMUNALE PSYCHIATRIE (Hrsg.) (1996): Auf die Strasse entlassen. Obdachlos und psychisch krank, Bonn

KLUGE, Friedrich: „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, 22. Auflage, völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin, New York 1989

KORTE, Hermann / SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.) (2002): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie, 6. Auflage, Opladen

MARKANT MARKET RESEARCH (Hrsg.) (2005): Spaß am Job. Die Ergebnisse einer repräsentativen Konsumentenbefragung, Wien

Online im WWW unter URL:

http://www.jobfinder.at/karriere_news.php?artikelid=981&katid=6&pkatid=6&lang=0&ret=1 (19.09.2005)

MASLOW, Abraham Harold (1981): Motivation und Persönlichkeit, Reinbeck bei Hamburg

MERL, Harry (2002): Der Traum des gelungenen Selbst (Teil 2), in: Psychotherapie Forum, Oktober, Wien, S. 46 – 63

NESTMANN, Frank (2004): Ressourcenarbeit, in: GRUNWALD, Klaus / THIERSCH, Hans (Hrsg.) (2004): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, Weinheim und München, S. 69 – 85

OTTO, Hans-Uwe / THIERSCH, Hans (Hrsg.) (2001): Handbuch „Sozialarbeit Sozialpädagogik“, 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Luchterhand

ÖSTERREICHISCHES INSTITUT f. JUGENDFORSCHUNG (2001): Österreichische Jugend – Wertestudie 1990 – 2000, Im Auftrag vom BM für Bildung, Wissenschaft und Kultur / BM für soziale Sicherheit und

Generationen, Gemeinsames Projekt des Österr. Instituts für Jugendforschung u. Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien, Wien
Online im WWW unter der URL:

<http://www.oeij.at/doku/Jugendwertestudie.pdf> (15.10.2004)

PANTUCEK, Peter / VYSLOUZIL, Monika (Hrsg) (1998): Theorie und Praxis Lebenswelt-orientierter Sozialarbeit, St. Pölten

PANTUCEK, Peter (1998): Einige methodische Konsequenzen des lebensweltorientierten Zugangs, in: PANTUCEK, Peter / VYSLOUZIL, Monika (Hrsg) (1998): Theorie und Praxis Lebenswelt-orientierter Sozialarbeit. Sozaktiv, St. Pölten, S. 87 – 107

PSCHERER, Jörg (2004): Der Glaube an die eigene Kraft versetzt Berge, in: Psychologie Heute, 31. Jahrgang, November, Weinheim, S. 23 – 27

PSCHYREMBEL KLINISCHES WÖRTERBUCH (2002), 259. neu bearbeitete Auflage, Berlin

RETZA, Burglinde / WEBER, Monika (Hrsg.) (2001): Mädchen auf der Strasse. Im Blick von Jugendhilfe, Forschung und Mädchenarbeit, Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen – Eigenverlag, Erziehungshilfe-Dokumentation, Band 19, Frankfurt am Main

ROSENKE, Werena (veröffentlich von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V.) (2003): Weibliche Wohnungsnot, Bielefeld,
Online im WWW unter der URL:

<http://www.bag->

[wohnungslosenhilfe.de/fakten/2.phtml](http://www.bag-wohnungslosenhilfe.de/fakten/2.phtml)BAG Wohnungslosenhilfe e.V
(13.08.2005)

SCHÄFERS, Bernhard (2002): Soziales Handeln und seine Grundlagen. Normen, Werte, Sinn, in: KORTE, Hermann / SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.)

(2002): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie, 6. Auflage, Opladen, S. 25 – 43

SCHMID, Wilhelm (1998): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung, Frankfurt am Main

STAUB BERNASCONI, Silvia (2001): Ressourcenerschließung, in: OTTO, Hans-Uwe / THIERSCH, Hans (Hrsg.): Handbuch „Sozialarbeit Sozialpädagogik“, 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Luchterhand, S. 1507 – 1515

STEINERT, Erika (1997): Erscheinungsformen und Ausmaß der Wohnungslosigkeit alleinstehender Frauen, Ursachen und Wege in die Wohnungslosigkeit, in: GEIGER, Manfred / STEINERT, Erika (1997): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfsangebote, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 124, 3. Auflage, Stuttgart; Berlin; Köln, S. 23 – 58

THIERSCH, Hans (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim und München

WEBER, Monika (2001): Lebensort: Straße, Geschlecht: weiblich. Erkenntnisse der Jugend(hilfe)- und Frauenforschung, in: RETZA, Burglinde / WEBER, Monika (Hrsg.) (2001): Mädchen auf der Strasse. Im Blick von Jugendhilfe, Forschung und Mädchenarbeit, Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen – Eigenverlag, Erziehungshilfe-Dokumentation, Band 19, Frankfurt am Main, S. 41 – 76

WENDT, Dirk (1997): Entwicklungspsychologie. Eine Einführung, Stuttgart; Berlin; Köln

WOLSKI – PRENGER, Friedhelm / ROTHARDT, Dieter (1996): Soziale Arbeit mit Arbeitslosen. Beratung, Bildung, Selbstorganisation, Weinheim; Basel

WEITERE QUELLEN

ADAMS, Douglas (1982): Das Restaurant am Ende des Universums, Band Nr. 1, Hamburg, in: ADAMS, Douglas (2001): Per Anhalter durch die Galaxis, 8. Auflage, München, S. 209 – 436

ADAMS, Douglas (2001): Per Anhalter durch die Galaxis, 8. Auflage, München

GLUTZ, Pierette (2000): Ausgewählte Erfolgskriterien und Beurteilungskriterien von Wissensmanagementsystemen. Lizentiatsarbeit an der Universität Bonn

<http://www.iop.unibe.ch/lehre/lizentiatsarbeiten/Liz-Glutz-Pierette.pdf>
(16.08.05)

JANOSCH (1997): Gastmahl auf Gomera, München

MANN, Thomas zit. in: GILLICH, Stefan / NIESLONY, Frank (2000): Armut und Wohnungslosigkeit. Grundlagen, Zusammenhänge und Erscheinungsformen, Reihe Soziale Arbeit, Köln

PROBST, Gilbert / RAUB, Steffen/ ROMBHARDT, Kai (1997): Wissen managen, Frankfurt am Main. Zit in: GLUTZ, Pierette (2000): Ausgewählte Erfolgskriterien und Beurteilungskriterien von Wissensmanagementsystemen. Lizentiatsarbeit an der Universität Bonn

Online im WWW unter der URL:

<http://www.iop.unibe.ch/lehre/lizentiatsarbeiten/Liz-Glutz-Pierette.pdf>
(16.08.05)

STEFFENS, Andreas (1995): Poetik der Welt. Möglichkeiten der Philosophie am Ende des Jahrtausends, Hamburg. zit. in: SCHMID, Wilhelm (1998): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung, Frankfurt am Main

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Modell des Gelingens, Dirnberger 2005.....	13
Abbildung 2: Bedürfnispyramide nach Maslow, Bildquelle: http://www-public.tu-bs.de:8080/~wedelman/seminare/motivation_v.1/abb/maslow.jpg .	14
Abbildung 3: Interviewpartnerinnen, Dirnberger 2005.....	39
Abbildung 4: Tabelle der Arbeitsverhältnisse, Dirnberger 2005.....	40
Abbildung 5: Lebenswelt- und Wertekarten I2/F1	41
Abbildung 6: Lebenswelt- und Wertekarten I4/F1/1	46
Abbildung 7: Lebenswelt- und Wertekarten I4/F1/2.....	48
Abbildung 8: Lebenswelt- und Wertekarten I8/F2.....	50
Abbildung 9: Lebenswelt- und Wertekarten I6/F6.....	56
Abbildung 10: Lebenswelt- und Wertekarten I3/F1	59
Abbildung 11: Wertekarten I2/F2	63
Abbildung 12: Wertekarten I4/F2	65
Abbildung 13: Lebenswelt- und Wertekarten I7/F1/2.....	69
Abbildung 14: Lebenswelt- und Wertekarten I6/F3.....	70
Abbildung 15: Lebenswelt- und Wertekarten I8/F3.....	71
Abbildung 16: Lebenswelt- und Wertekarten I1/F1	74
Abbildung 17: TUMA - Zellenmodell zur Erläuterung der Interviewergebnisse mit jungen obdachlosen Frauen, Dirnberger 2005.....	84

ANHANG

INTERVIEWLEITFADEN

Für qualitative Interviews mit obdachlosen Frauen zwischen 19 – 26 Jahren

Zum Thema: Eigene Vorstellungen zu einem gelungenem Leben

Begriffe für/Aspekte von gelungen: es ist schön, ist mir wichtig (= Wert), damit bin ich sehr zufrieden, das wünsche ich mir, damit bin/wäre ich glücklich (nicht dasselbe wie Glück haben), das habe/mag ich gern, darauf bin ich stolz, hat/würde sich gelohnt/lohnend,...

Hilfsmittel:

- Bilden von zwei Kärtchengruppen im Laufe des Interviews: (1. Lebensbereiche und 2. Schlagworte zu Bedürfnissen/Werten/Motiven)
- Tonbandgerät
- Digitalkamera (zum fotografieren der aufgelegten Kärtchen)
- Block und Stift um Notizen zwischendurch zu machen

Intervieweinstieg:

- Anonymität bleibt gewahrt (Beschreibung des Nutzens der mitgebrachten Technik)
- Erklären des Themas und Vorgang des Interviews
- Ablauf des Interviews und ungefähre Zeitdauer

TEIL 1

Erfassen der persönlichen Sichtweise von bereits Erlebtem und der gegenwärtigen Situation.

Ergebnisbereiche Teil 1:

- Welche Lebensbereiche sind für die Person wesentlich? Welchem Stellenwert werden sie zugeordnet?
- Welche Motive/Bedürfnisse/Werte stehen im Vordergrund? Wie ist deren Stellenwert?
- Hat im Leben dieser Person ein Wandel an den für sie wichtigen Lebensbereichen und den dazugehörigen Motiven/Werten/Bedürfnissen stattgefunden? Wie sieht der Wandel aus?
- Ein Gesamtbild des gegenwärtigen „gelungenen“ gesamten Lebens (Zusammenhänge bis zur Jetztzeit)

1. Was gibt es in deinem Leben momentan, das dir wichtig ist? Wo du sagen kannst: da habe ich Spass daran, das bringt mir Freude?

Diese Bereiche aufgreifen und mit ihnen weiterarbeiten: z. B. Familie, über genug Geld zu verfügen,...

> Die Lebensbereiche in eine Reihung bringen (Kärtchen); wie wichtig ist der eine Bereich verglichen zu den anderen?

> Fragen, was daran das Wesentliche ist (Du willst über viel Geld verfügen? Wie viel ist viel Geld? Was machst du dann damit? Oder: Du willst eine Familie? Wo siehst du deinen genauen Platz in dieser Familie? Was ist dir wichtig an dieser Familie?)

> Die ausschlaggebenden Werte dazu sammeln, zu Lebensbereichen ebenfalls auf Kärtchen schreiben und dazulegen.

> Dann die Lebensbereiche von den Werten trennen, Werte neu ordnen und nach Wichtigkeit und Zusammenhang auflegen, eventuell ergänzen.

2. Überleitung: (Als Einstieg einzelne Bereiche herausnehmen) War dir das immer schon so wichtig? Wie war das früher eigentlich? Hat sich in deiner Sichtweise etwas verändert? Was hat sich verändert bzw. was war dir früher wichtig?

> Formulierungen finden für den Grad von Zu- und Abnahme der Wichtigkeit (auf einer Skala von 0 – 10 waren Freunde früher auf 3 und heute auf 7)

> Hat es eher eine Entwicklung bzw. Verschiebung in den Lebensbereichen oder in den Werthaltungen/Motiven gegeben? (War damals z.B. in der Freundschaft auch das Verstandenwerden das Wesentliche?)

TEIL 2

Erfassen der fremden, persönlichen Vorstellung von Idealzuständen, Wunschbilder der Zukunft, Lebensträume und Ziele.

Ergebnisbereiche Teil 2:

- Welche Idealvorstellungen und Träume gibt es bzgl. Zukunft?
- Finden sich die bereits erfassten Werte und tatsächlichen Lebensbereiche auch in den Wunschvorstellungen der Zukunft wieder?

3. Jetzt hast du mir soviel über dein Leben und was dir darin wichtig ist erzählt. Ich möchte jetzt ein bisschen in eine schöne Wunschvorstellung in der Zukunft mit dir wandern:

Eine Fee kommt dich besuchen und sagt, sie verändert in dieser Nacht dein Leben. Du redest lange mit ihr, dann gehst du schlafen. Am Morgen wachst

du auf und dein Leben läuft von nun an so wie du es mit ihr besprochen hast. Wie sieht es aus?

Wieder Bereiche aufgreifen (Haus mit See, Arbeit mit alten Menschen, Familie mit 3 Kindern, genug Geld haben...)

- > Warum genau das? Was gefällt dir daran so gut? Was machst du dort/damit? Wie fühlt es sich an? Was ist deine Aufgabe dort/darin...? Wie verläuft dein Leben ab jetzt?

4. **Stell dir vor: Du bist 85 Jahre alt. Dein Leben ist so verlaufen, wie du es mir gerade erzählt hast. Eine gute, alte Freundin kommt dich besuchen. Ihr beginnt über das Leben zu plaudern, über Schwänke aus der Jugend und geteiltes Freud und Leid. Da stellt sie dir diese Fragen: „Wir sind jetzt schon so alt, wahrscheinlich haben wir nicht mehr lange zu leben. Wenn du dir dein Leben so anschaust, ...**

Worauf schaust du dann besonders gerne zurück? Was war schön, hat dir viel Freude bereitet?

Wo würdest du konkret sagen: das ist mir gelungen! (Darauf bin ich stolz, das war mir wichtig,...)

In.	Lebensbereiche	zugeschriebene Bedeutung / Werte
1	Glaubensrunde	Gemeinschaft
		Glaube an Jesus
		Kraft für die Woche
	Freunde	Gemeinschaft
		Spass
	Volleyball	Sport
		Spass
2	Kind	Kraftspender
		eigene Familie
		Freude
		Teil von ihr
	Wohnheim	Neubeginn
		Aufgabe haben
		Wille finden
	Arbeit	Arbeitsklima
		Geld
	Partner	Akzeptanz
		Konfliktlösung
		gegens. Verständnis
	geliebt werden	
3	Hobbies	Spass (am Leben)
	Freunde im WH	Gemeinschaft
	Arbeit im WH	Chance auf Arbeit
		Aufenthaltsstatus
		Lernen wie man arbeitet, selbst. Zu werden
		Spass
	Freunde ausserh. des Hauses	Schutz vor Einsamkeit
4	Partner	geliebt werden
		Treue
		Ehrlichkeit
		Vertrauen
	Kind	eigene Familie
		Neuer Lebensabschnitt
		Teil von ihr/ihr Eigen
	Wohnheim	Lernen selbstständ. zu werden
		Verantwortung übernehmen
		Gemeinschaft (füreinander dasein)
		soziales Eingebundensein
5	Kind	Liebe
	Partner	Vertrauen
		Liebe
		ggs. Akzeptanz
		Zusammenhalt

In.	Lebensbereiche	zugeschriebene Bedeutung / Werte
	Hobby: Tanzen	Beruhigung
		Entspannung
6	Glaubensrunde	Berufung
		Wille Jesu leben/Ort des Glaubens
		Gemeinschaft
		Wachstum
		Ort der Offenbarung von Gott
		sinnvolle Beschäftigung
	Glaube an Jesus	Lebenssinn
		Hoffnung
		Kraft und Stärke
		Angenommensein
		Ziel/e
		Wahrheit
		Liebe und Verständnis
		Antworten
		Zufriedenheit
	Familie	Zusammenhalt (Geschw.)
		Vergebung
		gegens. Wertschätzung
		Verbundenheit
		Verantwortung füreinander
		Freude und Stolz
		gem. Familiengeschichte
		Zugehörigkeit
	Wohnheim	Verständnis u.
		Rücksichtn.
		Freiheit
		Hilfe zur
	Konfliktbewältig.	
	Lebensqualität	
	richtige Ansprechpersonen	
	Unabhängigkeit	
Freunde	Glaube	
	innere Verbundenheit	
	Zusammenhalt	
	sinnvolle Beschäftigung	
	Vertrauen	
	Verständnis	
	gemeinsam Zeit verbringen	
	Austausch	

In.	Lebensbereiche	zugeschriebene Bedeutung / Werte
	Arbeit (-stherapie)	erfüllend
		Berufung
		geist.+handw. Herausford.
		Ausdauer + Disziplin
		selbst erschaffen
		Freude
		Beschäftigung
		Kreativität
		Gemeinschaft
7	Buddhismus	Kraft
		Sinn
		positive Lebenseinstellung
	Schlafen	Kraft
		hilft Dinge verarbeiten
		Heilung
	Freunde	Kommunikation
		Geborgenheit
		Vertrauen
		Halt
		Unterstützung
		Sicherheit
	Arbeit	Kontakt mit Menschen
		Anerkennung (Selbstwertgefühl)
		sinnvolle Aufgabe (fördert Wachstum und Identifikation damit)
		Herausforderung
	Wohnheim	soziale Eingebundenheit
	Schutz vor Einsamkeit	
	Halt	
8	Kinder	Entwicklung miterleben
		Glück
		gens. Unterstützung
	Eltern	Unterstützung
	spazieren, wandern	Natur/ Tiere entdecken/beobachten
		Menschen beobachten
	Laufen, Radfahren	Aggressions-/Stressabbau
		dem Körper gutes tun
		Ausdauer
	Gymnastik, Yoga	Fantasie(-reisen)
		Entspannung
Lesen	Konzentrationsübung	
	Weiterbildung	

In.	Lebensbereiche	zugeschriebene Bedeutung / Werte
	Basteln	Feingefühl trainieren
		Freude bereiten (sich und Kindern)
	Arbeit im WH	Neubeginn/Chance